

zeichnen

Nr. 4 Dezember 2005

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.

4

**Die Welt und sich selbst entdecken
ASF-Freiwillige berichten**

Zeichen

Liebe Leserin, lieber Leser,



Christian Staffa,
ASF-Geschäftsführer

ein Bild stellt sich mir im Rückblick auf dieses 60. Jahr nach der Befreiung vom Nationalsozialismus ein: die frierenden Überlebenden bei der Gedenkfeier am 27. Januar in Auschwitz. Es war gut, dass dieser Ort an diesem Tag die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich zog. Zugleich zeigte das Frieren der alten Menschen, dass die Bedeutung, die dem Gedenken der Befreiung des Vernichtungslagers durch die Anwesenheit vieler Regierungschefs verliehen wurde, nicht mit der Empathie für die Überlebenden einherging. Das war bei der Berliner Gedenkfeier am 25. Januar, bei der der Auschwitz-Überlebende Kurt Goldstein eine bewegende Rede hielt und Artur Brzozowski, ein ehemaliger polnischer ASF-Freiwilliger aus Oświęcim, sich als junger Mensch zu dieser Geschichte in Beziehung setzte, im besten Sinne anders.

Der Rückblick auf dieses Jahr erinnert auch daran, dass die Rechtsextremisten vielerorts auf dem Vormarsch sind. Dabei geht es nicht nur um rechtsextremistische Demonstrationen, sondern eben auch um rechtsextreme Versatzstücke im Denken, wie Antisemitismus, Rassismus und Nationalismen, die bis weit in die Mitte der Gesellschaft hineinreichen.

Dieses *zeichen* versucht mit Erfahrungsberichten von den Sommerlagern und von verschiedenen Langzeit-Freiwilligen diesen geschichtsvergessenen Perspektiven etwas entgegenzusetzen. Für mich ist die Lernerfahrung, die Jasmin Westpfahl aus Mechelen formuliert, nämlich ein emotionales Bewusstsein für die Vergangenheit gewonnen zu haben, ein wichtiges Ziel. Diese Erfahrung wird gesellschaftlich wirksam, denn dieses emotionale Bewusstsein drängt zum Engagement.

Besonders gefreut hat uns, dass die EKD-Synode im November die gesellschafts- und kirchenverändernde Praxis von ASF als unverzichtbar ansieht und deshalb

die Zuwendung für das Jahr 2006 nicht eingeschränkt hat. Diese Anerkennung wird auch in dem Text von Eberhard Pausch deutlich, der in dem Versöhnungsprozess mit unseren östlichen Nachbarn die Basis für ein wirklich vereinigtes, offenes Europa sieht. Vielleicht darf ich an dieser Stelle sein Bild vom mythischen Aus-



gangspunkt Europas, der Liebesgeschichte zwischen Zeus und Europa, die ja nicht ganz frei von Ambivalenzen ist, übersetzen in das Bild von Adorno einer Erziehung nach Auschwitz, die eine Erziehung zur Zärtlichkeit sein soll. Diese Zärtlichkeit den anderen gegenüber, die um den Schmerz, die Verletzungen und die Fragen der anderen weiß und sie in das Eigene aufnehmen kann - und nicht wegen Schuldgefühlen oder eigener Verunsicherung abwehren muss.

Auf diesem Weg wollen wir auch im Jahr 2006 weitergehen. Damit Sie und ihr ein paar Stationen dieses Weges schon notieren könnt, haben wir die bisher geplanten Termine des Jahres 2006 schon festgehalten, allen voran natürlich das Ehemaligentreffen in Leipzig im September.

Gerne möchte ich in diesem Zusammenhang um zwei Dinge bitten. Erstens stellen wir

immer wieder fest, dass unsere Adresslage bezüglich der Ehemaligen sehr brüchig ist. Nun möchten wir mit Blick auf das Ehemaligentreffen und auf das 50-jährige ASF-Jubiläum 2008 so viele ehemalige Freiwillige wie möglich zu diesen beiden Veranstaltungen einladen. Deshalb bitte ich euch und Sie an dieser Stelle sehr

herzlich: Sendet uns veränderte Adressen zu, möglichst auch die E-Mail-Anschrift, damit wir auf kurzem Weg mit Ihnen und euch in Kontakt kommen und bleiben können.

Die zweite Bitte ist mit einem großen Dank verbunden. Dank für die große Unterstützung, die wir durch Ihre und eure Spenden erfahren, die mit den Kollekten der Landeskirchen fast zwei Drittel unseres Haushaltes ausmachen. Dank auch dafür, dass von den Mitgliedern, die wir um eine Extraspende für unsere Betriebsmittelrücklage gebeten hatten, mehr

als 50 reagiert haben und wir bisher 7500 Euro erhalten haben. All diesen Unterstützerinnen und Unterstützer sei sehr herzlich gedankt.

Nun wird es Sie und euch nicht überraschen, dass wir an Weihnachten, wie auch im nächsten Jahr verstärkt auf Ihre und eure Unterstützung angewiesen sind, um diesen Weg eines geschichtsbewussten Engagements durch nachhaltige Erfahrungen weitergehen zu können.

Im Sinne unseres Engagements für eine Erziehung zur Zärtlichkeit, zu der uns gerade das Weihnachtsgeschehen motiviert und gegen alle Realität hoffen lässt, danke ich und wünsche Ihnen und euch eine gesegnete Weihnachtszeit und ein gutes Neues Jahr

Ihr


Christian Staffa

Die TeilnehmerInnen des ASF-Sommerlagers in Solovki, Russland, im August 2005

Wo der eigene Akzent einer von vielen ist

Erfahrungen mit Multikulturalität in London

Eine junge Frau bringt einer alten Dame spontan und inmitten all der Zuhörer auf dem Rasen Bauchtanz bei; ein alter Herr in engen Hosen und mit Perücke tanzt wie bei jedem Londoner Festival in der vordersten Reihe mit Bewegungen, die ihn in den 1970er Jahren zum Discokönig

begrüßt und lernte in einem Fotokurs Menschen aus Frankreich, Bolivien, Spanien, China, Rumänien und der Mongolei kennen.

Diese Atmosphäre führte dazu, dass ich mich in London willkommen fühlte, dass ich gerne Teil dieses bunten »Patchworks

ausragendes Merkmal und besondere Stärke im Werben um die Olympischen Spiele 2012 hervorgehoben. Londons Bürgermeister Ken Livingstone betont immer wieder, dass Einwanderer einen wichtigen Beitrag zum Leben in London leisten und dass diese Stadt stolz auf ihre Vielfaltigkeit sei: »London brachte 37 Kinder aus dem East End (Osten Londons) nach Singapur, die 30 verschiedene Nationalitäten repräsentierten und 20 verschiedene Sprachen sprechen. Wir haben gezeigt, was London ausmacht und wir haben gewonnen, weil London die Welt als das angesprochen hat, was sie heute wirklich ist.« Dabei bleiben diese Aussagen keine leeren Floskeln, denn die Vielfalt Londons ist nicht nur in jeder Straße offensichtlich, sondern wird auch, so erschien es mir, trotz zweifellos auch hier existierendem Rassismus und Xenophobie, wirklich gelebt.



Londons gemacht haben; ein hübsches Pärchen (er Inder, sie Britin) tanzt einen wilden Salsa und weiter hinten picknicken Familien mit ihren Kindern. Diese Eindrücke eines »Diaspora Music« Festivals fassen das Gefühl, das ich mit London verbinde, vielleicht am besten in Worte.

Die wichtigste und prägendste Erfahrung während meines Freiwilligendienstes war zugleich eine, mit der ich vor meiner Abreise gar nicht gerechnet hatte: Multikulturalität. Meine erste Enttäuschung angesichts der Tatsache, dass fast niemand im Bus, in Geschäften und in den Straßen ohne Akzent Englisch sprach, wich sehr schnell einer großen Begeisterung für die damit einhergehende bunte Vielfaltigkeit dieser riesigen Stadt. Ich lebte während dieses Jahres mit einer Ghanaerin und einer Spanierin zusammen, wurde vom türkischen Gemüsehändler um die Ecke auf Deutsch

wurde und deutlich sensibler für Themen wie die Diaspora, Sprachen, Minderheiten und Integration geworden bin. Das Leben in dieser bunten Stadt hat mir ein Gefühl vermittelt, das ich in Deutschland nie empfunden habe und nun vermisse, obwohl auch hier Menschen verschiedenster Herkunft leben. Minderheiten, die alle täglich etwas zu Kultur und Wirtschaft in Deutschland beitragen und beigetragen haben, werden selten so gewürdigt, wie ich es in London erlebt habe. Viel stärker müssten sie in das deutsche Geschichtsbewusstsein und die Wahrnehmung der Gegenwart eingebunden werden, um der tatsächlichen Vielfalt Rechnung zu tragen und ein wirkliches Zusammenleben zu ermöglichen.

Während der Begriff »Multi-kulti« in Deutschland vielfach nur ein müdes Lächeln erzeugt, wurde Londons multikulturelle Vielfaltigkeit als her-

sonders diese Erfahrung hat das Jahr für mich so wertvoll gemacht und mich viel über mich selbst und andere Menschen und Kulturen gelehrt. Obwohl mir bewusst ist, dass dieser letzte Satz etwas vage und floskelhaft klingt, hoffe ich, dass ich ihn mit meinen Beschreibungen zumindest annähernd mit Leben füllen konnte. Der Begriff »Multikulturalität«, der mir in Deutschland immer leer erschienen war, ist in London in meiner Wahrnehmung plastisch und real geworden. Ebenso verhält es sich auch mit dem Satz vom Lernen über sich selbst und andere Kulturen: nur eigenes Erleben kann ihm vermutlich wirklich Bedeutung verleihen. Für die Chance des eigenen Erlebens danke ich ASF, meinen Förderern und denen, die mir nahe stehen. Danke.

Multikulturalität ist Realität:
Drei Londoner verteilen
am 9. Februar 2005
anlässlich des chinesischen
Neujahrsfestes Zeitungen



Kathrin Wittler, 20 Jahre, war von 2004 bis 2005 als Freiwillige in London, Großbritannien, im Leo Beck Institut tätig. Heute studiert sie Deutsche Literatur und Asien-/Afrikawissenschaften in Berlin.

Eingesperrt im Keller

Besuch im Asylbewerbertrakt unter dem Prager Flughafen

BERIT WOLTER

Seit 2002 gibt es auf dem Prager Flughafen ein so genanntes »Reception Center« für die Flüchtlinge, die per Flugzeug nach Tschechien kommen und gleich am Flughafen Asyl beantragen müssen. Dies wurde im Zuge der Angleichung an EU-Standards eingeführt, vergleichbare Einrichtungen existieren also auf den meisten Flughäfen der Europäischen Union.

Der Flughafen liegt etwas außerhalb der Stadt. Auf der Fahrt dorthin erzählt mir Sonia, die Sozialarbeiterin der Caritas, einiges über diese besondere Einrichtung. Die Menschen, die dort Asyl beantragen, werden nämlich nicht behandelt wie andere Asylbewerber, sondern sie durchlaufen ein »Schnellverfahren«. Die maximale Dauer des Verfahrens beträgt sechs Wochen. Für diesen Zeitraum ist es ihnen nicht gestattet, das Gelände zu verlassen.

Wie jeder andere Flughafen scheint auch dieser ein einziges Durcheinander zu sein. Wir hingegen steuern zielgerichtet auf einen Schalter zu, zeigen unsere Pässe und die Genehmigungen vor. Daraufhin werden wir durch eine Sperre geschleust und mein Rucksack wird durchleuchtet. Polizisten begleiten uns eine Treppe hinab und dann durch Gänge hindurch. Der Rucksack und ich werden nochmals überprüft. Eine Frau holt uns ab, führt uns zu einer weiteren Tür. Diese wird abgeschlossen, dahinter ist rechts eine winzige Küche, links der Überwachungsraum – und geradeaus ein Gitter, hinter dem Gitter ein kleiner Gang, auf dem Gang stehen Leute, die auf uns warten. Sonia und die Frau, die uns abgeholt hat, haben noch etwas zu besprechen. Wir stehen vor diesem

Gitter und ich sehe mich um. Alles ist so klein, die Decke kommt mir niedrig vor, das Licht ist dümmig. Jedes Mal, wenn mein Blick auf einen der Menschen auf der anderen Seite des Gitters trifft, schau ich schnell weg, weil ich nicht weiß, was ich machen soll.



Berit Wolter zusammen mit Kindern aus ihrem Flüchtlingshilfeprojekt in Prag



Berit Wolter, 20 Jahre, war von 2004 bis 2005 als Freiwillige in einem Flüchtlingshilfeprojekt in Prag, Tschechische Republik, tätig. Derzeit studiert sie Politikwissenschaften in Münster.

Lächeln? Winken? Schließlich sind die beiden fertig und uns wird aufgeschlossen. Sonia verschwindet sofort irgendwohin und ich stehe allein da. Kleiner Gang, Tisch mit zwei Stühlen und einem Mann. Ein Kaffeeautomat, beschmierte Wände, alles klein, dunkel und so eng, dass ich nicht glaube, dass zwei Menschen aneinander vorbeigehen könnten, ohne sich zu berühren. Ich fühle mich sehr unwohl, weil es so ein scheußlicher Ort ist und Menschen hier sechs Wochen eingesperrt werden, ohne etwas verbrochen zu haben. Ich gehe auf den Mann zu und sage »Hello! Do you live here?« Zum Glück hat er nicht bemerkt, wie furchtbar dumm diese Frage war. Er teilt mir lieber lächelnd mit, dass er John heißt und Schuhe braucht. Ich tue so, als wüsste ich, was ich mit dieser Information anfangen soll und notiere es. Dann frage ich, ob er mir vielleicht die Räumlichkeiten zeigen könnte, weil ich das erste Mal hier bin. Er öffnet eine Tür und stellt mich seinem Freund

vor, der gern einen Rasierer möchte. Die nächsten zwei Stunden sitzen wir neben dem Kaffeeautomaten am Tisch und unterhalten uns. Die beiden kommen aus Nigeria, waren dort in der Opposition tätig und wurden deshalb verfolgt. Sie sind vor drei Tagen hier angekommen und lachen lieber darüber, dass Fufu (nigerianisches Nationalgericht) »stark und schön« macht, als verzweifelt und besorgt zu sein.

Andere, die schon länger in diesen Räumen eingesperrt sind, nehmen das weniger gelassen und fröhlich hin. Im letzten Jahr haben zwei Menschen versucht, Selbstmord zu begehen, viele sind depressiv, haben Schlafstörungen oder essen nicht. Es befinden sich immer 16 Menschen gleichzeitig dort, zumeist Männer. Familien werden nach spätestens drei Tagen in ein normales Camp verlegt, weil es den Kindern nicht zuzumuten ist. Ich finde, es ist niemandem zuzumuten, der einen beschwerlichen Weg hinter sich hat, hierher kommt mit seinen Vorstellungen, Hoffnungen, Träumen und nichts verbrochen hat, als lediglich nicht länger in seinem Land bleiben zu können. Ich verstehe nicht, worin der Sinn liegt, diese Menschen wochenlang unter unwürdigen Bedingungen gefangen zu halten. Ich glaube nicht, dass ich je wieder einen Flughafen betreten werde, ohne daran zu denken, dass unter mir Menschen eingesperrt sein könnten.

Freundschaft durch Wissen

Eine deutsch-ukrainische, jüdisch-christliche Begegnung in der Ukraine

Um dem zunehmenden Antisemitismus sowohl in Deutschland als auch in der Ukraine etwas entgegenzusetzen, veranstalteten wir vom 27. Juli bis zum 10. August 2005 in der ukrainischen Kleinstadt Mogiliov-Podolski ein ASF-Sommerlager. Das Komitee des Ukrainischen Verbandes der Häftlinge – Opfer des Nationalsozialismus und die jüdische Gemeinde wurden unsere großzügigen Gastgeber in Mogiliov-Po-

ki, zu den Orten einstiger Tragödien der Massenerschießungen in der Umgebung, und über den jüdischen Friedhof. Außerdem machten wir eine sehr bewegende Fahrt zu dem ehemaligen Vernichtungslager Petchora. Begleitet wurden wir dabei von Mitgliedern des Häftlingsverbandes, die als Kinder die Schrecken dieses Ortes miterleben mussten und hier Eltern, Geschwister und Freunde verloren haben.



dolski. Der Verband stellte sein »Museum für die Opfer des Nationalsozialismus« als Tagungsraum zur Verfügung, die Mitglieder des Verbandes und der jüdischen Gemeinde waren uns zwei Wochen lang geduldige und unerschöpfliche Berater, Unterstützer, Wissensquellen und Zeitzeugen. Das Projekt wurde durch die »Geschichtswerkstatt Europa« mitfinanziert, einem Förderprogramm des Zukunftsfonds der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«, und der Robert Bosch Stiftung.

Das Programm war vielseitig und dauerte oft von morgens bis abends: In fünf zweisprachigen Seminarenheiten beschäftigten wir uns mit den Themen Identität, Länder- und Religionen-Vorstellung, Geschichte des Judentums und dem Antisemitismus. Herr Kaplan, Vorsitzender des Komitees, führte uns durch das Gebiet des ehemaligen Ghettos in Mogiliov-Podolski,

Neben der oft anstrengenden theoretischen Arbeit widmeten wir uns der »offenen Altenbetreuung«: Zu zweit oder alleine besuchten wir betagte Mitglieder der jüdischen Gemeinde, halfen ihnen in Haushalt und Garten, unterhielten uns, schauten Fotos vergangener Tage an, sangen und musizierten. Die Spannweite war groß und der Fantasie jedes Einzelnen überlassen! Als besondere Programmpunkte erwiesen sich die Besuche einer katholischen und einer orthodoxen Messe und zweier Schabbat-Gottesdienste. Vor allem in der kleinen, vornehmlich aus alten Herren bestehenden jüdischen Gemeinde wurden wir herzlich empfangen und führten nach reichlichem Schabbat-Mahl der begeisterten Runde einstudierte Lieder und Tänze vor.

Sehr arbeitsintensive, erlebnisreiche und für jeden Einzelnen auf seine Weise spannende zwei Wochen erlebten wir in diesem Sommer in Mogiliov-Podolski.

Natürlich hatten wir auch Schwierigkeiten zu bewältigen, die aus den Umständen vor Ort resultierten und die unsere Gruppe aus Individualisten verschiedenster Herkunft und Ansichten mit sich brachte. Zudem waren wir eine zweisprachige Gruppe, das heißt, trotz großen Einfallreichtums aller Einsprachigen in der alltäglichen Kommunikation fanden die Seminarenheiten, Führungen und Gespräche in der Gruppe mit Übersetzung statt. Bereits in Mogiliov-Podolski begannen wir mit der Erstellung einer Projektzeitung und so ist ein schriftliches Ergebnis unserer theoretischen Arbeit entstanden und viele Eindrücke und Erlebnisse wurden aufgeschrieben.

In den zwei Wochen ist ein Prozess der Annäherung in Gang gesetzt worden – innerhalb der Gruppe, aber auch mit dem Komitee, der jüdischen Gemeinde und den Anwohnern von Mogiliov-Podolski. Bei dem Abschiedsfest sagte die Mutter unserer »ortsansässigen« Teilnehmerin, dass die Anwesenheit dieser internationalen, lebendigen und liebenswerten Jugendgruppe in der ganzen Stadt spürbar gewesen sei. Irgendwie kannte man uns eben doch schon bald in den Geschäften, auf der Hauptstraße und natürlich im und um dem Hotel. Nun ist jeder wieder in seinen Alltag zurückgekehrt, doch die Erinnerung an die gemeinsam verbrachte Zeit in der Ukraine bleibt sicherlich noch einige Zeit erhalten. Einen Teil des im Austausch gesammelten Wissens möchten wir durch die Projektzeitung weitergeben und die entstandenen Freundschaften sollen jedem Einzelnen von uns Hilfe sein auf dem Weg zu mehr Toleranz und Frieden.

Die zweisprachige Zeitung (Deutsch/Russisch) kann kostenlos bezogen werden. Bitte wenden Sie sich bei Interesse und für weitere Information an Nicola Schieweck unter schieweck@asf-ev.de oder 030/28395-188.

TeilnehmerInnen des Sommerlagers in der Ukraine beim Besuch der jüdischen Gemeinde in Mogiliov-Podolski



Jakob Stürmann, 20 Jahre, ist als Freiwilliger von 2004 bis 2006 in Simferopol, Ukraine, im Projekt »Unser Haus« tätig und betreut dort ehemalige Zwangsarbeiter.

Gesine Stern, 21 Jahre, ist von 2004 bis 2006 Freiwillige im ukrainischen Häftlingsverband in Kiew, Ukraine.

Die Toleranzträger

Über verschiedene Jugendströmungen in der Ukraine

GESINE STERN
WLADIMIR ROOR

Die rechtsextremistischen Vorfälle in den letzten Monaten in Kiew häufen sich: Ende August wurde ein Student der jüdischen Jeschiwa-Universität von Skinheads im Zentrum Kiews halbtot geprügelt. Zwei Wochen später wurden mitten auf einer Bierausstellung ein Rabbiner und sein Sohn von einer Gruppe ange-trunkener Jugendlicher zusammengeslagen. In vielen Provinzstädten gibt es reichlich Wandbemalungen mit Hakenkreuzen, Internetadressen und Aufrufen gegen Juden, Muslime und Homosexuelle. In Kiew am Babij-Jar-Denkmal ist seit kurzem ein Eddingtext zu sehen: »Hitler bringt irgendwann alle Türken und Schwulen um.« Die Zeitungen berichten von aktiven rechten Bewegungen in der Ukraine. Wegen des starken wirtschaftlichen Rückgangs im Land seit dem politischen Umbruch vor einigen Monaten und der vielen politischen Skandale wird eine neue Kriminalitätswelle erwartet.

Es gibt viele Gründe, warum die heranwachsenden ukrainischen Bürger eine rechtsextreme und nationalistische Weltanschauung annehmen. Sie suchen nach einem festen Platz in der Gesellschaft, der für die wenigsten gegeben ist. Als Ausweg erscheint der Griff nach einer Ideologie, die einfache Lösungen und Feindbilder bereithält, nahe liegend. Der Kick, der die Aktivität in solchen Gruppierungen mit sich bringt, soll die Langeweile verdrängen. Denn oft wissen die Jugendlichen einfach nicht, wie sie ihre Freizeit sinnvoll gestalten können. Aufgrund einer kargen Auswahl an Sportvereinen, Jugendorganisationen und überbeurten Freizeitangeboten geraten viele in die Alkohol- und Drogenwelt, verfallen der Kriminalität, werden von Sekten oder eben der rechten Szene angezogen. In einer solchen Situation sind in der Ukraine vor allem einfach erzogene Jugendli-

che, die aus ärmlichen Verhältnissen kommen und in der Provinz leben. In der Szene fühlen sie sich gebraucht und haben ihre Rechte und Pflichten. Sehr »bewusst« wollen sie ihr Land, gegebenenfalls gewaltsam, vor der angeblichen »Überflutung« durch Andersgläubige und Andersdenken-

möglich, sich ein eigenes und damit realistischeres Bild von der Welt jenseits der eigenen Landes- und Kulturgrenzen zu machen. Die Faktoren des Andersseins werden auf diese Weise entweder angenommen oder sie werden abgelehnt, auf keinen Fall aber blind gehasst.

In der Ukraine gibt es, wie in jedem anderen Land, Ignoranten und offene Menschen. Eine friedliche Gesellschaft allerdings, in



de schützen. Doch ihre Einschätzung des Fremden beruht letztlich auf Vorurteilen, Trug- und Feindbildern, die aus Unwissenheit resultieren.

Natürlich gibt es, vor allem in Großstädten, auch aktive intellektuelle und Alternative. Sie interessieren sich für alles Neue und sind offen für das Unbekannte. Sie wissen, wie sie ihr Leben gestalten können, indem sie sich politisch oder sozial engagieren, ihren Hobbys nachgehen – Sport treiben, musizieren, Discotheken und Bars besuchen. Sie schließen sich in Jugendorganisationen zusammen, organisieren Sommercamps und führen Aktionen zur HIV-Problematik, Gewalt und Rassismus durch. Sie könnten als die »Toleranzträger« des Landes bezeichnet werden. Oft pflegen sie enge Beziehungen ins Ausland und beziehen von dort die Mittel für ihre Arbeit. Durch Reisen, internationale Kontakte und Begegnungen ist es diesen Jugendlichen

der niemand fürchten muss, wegen seines Glaubens bedroht zu werden, basiert auf Toleranz und Verständigung. Demnach müssen, egal ob in der Ukraine oder in einem anderen Land, eben diese Fähigkeiten gestärkt werden. Als kleinen Schritt auf diesem Weg haben wir das Sommerlager »Freundschaft durch Wissen« initiiert. Im Dialog mit Menschen anderer Herkunft und anderen Glaubens konnten alle Beteiligten Erfahrungen im Umgang mit dem »Fremden« sammeln und ihr Wissen erweitern. Ob bei unserem Sommerlager tatsächlich Freundschaften entstanden sind, wird die Zeit vielleicht zeigen. Sicher ist, dass durch die Begegnung ein Stück weit Klarheit in der Vorstellung des jeweils anderen Landes, der Kultur und Religion geschaffen wurde. Und so dient jede noch so kleine Aktion für Völkerverständigung dem Abbau von Vorurteilen und Feindbildern und erweitert den Horizont und das Wissen.

Teilnehmer des ASF-Sommerlagers in der Ukraine: Toleranz lernen durch gegenseitiges Verstehen



Wladimir Roor, 24 Jahre, ist von 2004 bis 2006 als Freiwilliger beim ukrainischen Häftlingsverband in Kiew, Ukraine, tätig.

Gesine Stern, 21 Jahre, ist von 2004 bis 2006 Freiwillige im ukrainischen Häftlingsverband in Kiew, Ukraine.

ALLES einsteigen bitte!

Jede Menge Eindrücke und hoher Bildungswert: Eine Busfahrt in Israel

Willkommen liebe Religionswissenschaftler, Politikinteressierte, Palästinasympathisanten und Angsthasen! Sie alle können schon mit einem Unkostenbeitrag von NIS 5,50 (etwa einem Euro) relativ preisgünstig und schnell einen umfassenden Eindruck von Israel bekommen. Mein Geheimtipp für Sie: Eine Busfahrt mit der Linie 21, freitags, kurz vor Schabbatbeginn mit vorherigem Besuch des Jerusalemer Wochenmarkts - Shuq. Mit der markanten Duftmischung aus süßen Backwaren, orientalischen Gewürzen, verfaultem Gemüse und altem Fisch beziehungsweise Fleisch in der Nase stehen Sie voll bepackt an der Haltestelle. Einen Sitzplatz werden Sie dort vergeblich suchen. Mit Ihnen warten nämlich noch viele andere Jerusalemer, die gegen 16 Uhr noch einen der letzten Busse vor Schabbatbeginn erwischen wollen. Der sonst so anstrengende Lärm der Hauptstadt wird mit dem Näherücken des Shabbats weichen, die Straßen sind schon leerer. Die Menschen verschwinden in ihren Häusern, um die Festlichkeiten vorzubereiten. Das aber hindert vor allem die Damen nicht daran, sich lautstark über die unregelmäßig zirkulierenden Busse aufzuregen und alle anderen Wartenden in Mitleidenschaft zu ziehen. Busfahrpläne gibt es hier nicht. Also haben Sie Verständnis dafür!

Fahrkarte bereithalten, falls der Bus wieder Erwarten doch kommt und vom Busfahrer Moshe entwertet lassen. Bitte beachten Sie vor allem das neueste Sonnenbrillemodell des Busfahrers, die Damen sollten seinen nett gemeinten Anmachspruch nicht überhören! Sie brauchen keine Angst zu haben, jetzt da Sie das erste Mal in Israel Bus fahren. Entspannen Sie sich und lauschen Sie einfach der landestypischen, orientalisches klingenden Dudelmusik,

sie, die Sie sicherlich viel zu laut aus dem Radio vernehmen werden. Kein Problem, dass Sie den Text nicht verstehen, es sind eh nur Schnulzen. Leider ist es nie ruhig genug; neben, vor und hinter Ihnen wird nämlich auch im Bus der israelische Volkssport betrieben: Telefonieren. Und das in den Disziplinen: Grand-Prix de la

immer sehr kontaktfreudig, ein nettes Gespräch mit Lokalkennern im Bus rundet den ganzen Tag noch mal richtig ab. Es mag sicherlich neben all den Eindrücken viel zu laut und warm für Sie sein. Öffnen Sie einfach mal das Fenster, die Klimaanlage wird nämlich sicherlich nicht funktionieren und genießen Sie den Blick auf die



Ein junger israelischer Soldat in Jerusalem: Er wartet auf den Bus und gönnt sich dabei ein kleines Telefonat

Klingeltonchanson: »Wer hat den definitiv penetrantesten?« und Persönlichkeitstest: »Wer erzählt am lautesten und am meisten von seinem Privatleben?« Vor allem: Beachten Sie dabei Sprach- und Akzentvielfalt. Mit einem Schmunzeln werden Sie vernemen, wie routiniert die mit schwarzem Anzug bekleideten Männer mit Kippa und Hut ihr Gebet vor sich hersagen.

Erschrecken Sie sich nicht vor den regelmäßigen Kontrollen in den Bussen, Ihnen als offensichtlichem Europäer wird da gar nichts passieren. Schweren Herzens aber werden Sie feststellen müssen, dass vor allem ihr arabischer Banknachbar, neben den sie sich sicherlich eher wenig freiwillig gesetzt haben, fast mit Sicherheit auf seinen Akzent im Hebräischen geprüft wird. Gehen Sie ruhig auf Fragen wie »Where are you from« ein. Die Israelis sind

wunderschöne Silhouette der Jerusalemer Altstadt.

Wir werden uns einig sein, liebe Gäste: Der Busfahrer fährt zu schnell und zu waghalsig durch die engen und verstopften Straßen Jerusalems. Auch lässt er sich gern mal laut über den Verkehr aus oder singt bei der Musik mit oder verleihet dem Busfahrern seinen eigenen Charakter mit selbst gemixten Kassetten aus den 1990ern. Falls Sie jetzt aber Bethlehemstraße Ecke Hebronstraße ankommen, Ihnen sicherlich schlecht ist, werden Sie sich schon längst verliebt haben in das Busfahren in Israel und süchtig sein nach all den vielen Eindrücken von den Insassen und dem, was Sie aus dem Bus beobachten konnten. So wie ich selbst, zumindest jeden Freitag mit Aussicht auf das kommende Wochenende, ganz verliebt im Bus saß.



Claudia Keller, 20 Jahre, war von 2004 bis 2005 als Freiwillige im Projekt Beit Horim Siegfried Moses (Altenarbeit) in Jerusalem, Israel, tätig. Sie studiert derzeit Judaistik an der Humboldt-Universität in Berlin.

Wieso wurde mir alles so einfach gemacht?

Freiwilligendienst in Belgien – »60 Jahre danach«

JASMIN WESTPHAL

Am 27. Januar 2005 wurde in AŌswięim (Auschwitz) und an vielen anderen Orten auf der Welt den Opfern der Shoa gedacht. Ich habe die Veranstaltungen, die an diesem Tag im ehemaligen Vernichtungslager Auschwitz stattfanden, im Fernsehen verfolgt – in den Archiv- und Büroräumen des Jüdischen Deportations- und Widerstandsmuseums in Mechelen (JMDV). Bis 1944 sind von hier aus mehr als 25 000 Menschen nach Auschwitz deportiert worden. Nur 1.000 Menschen kehrten nach dem Krieg zurück. Ich saß alleine vor dem Fernseher, und während um mich herum der geschäftige Museumsalltag seinen normalen Lauf ging, stellten sich mir viele Fragen: Was denken meine Kollegen, unter ihnen ja auch jüdische Mitarbeiter an diesem Tag? Wer bin ich als deutsche Freiwillige hier in diesem früheren Sammellager? Wie kann es sein, dass mir all die Menschen, die ich treffe,

nicht erfolglosen rechtsextremen flämischen Partei *Vlaams Belang* nicht zu unterschätzen ist. Trotz der Schwierigkeiten war die Arbeit im Museum sehr wichtig für mich und hat viel Spaß gemacht.

len Anfragen über den Verbleib von Familienmitgliedern Antwort geben zu können.

Ich habe immer wieder interessante Menschen kennen gelernt, deren Bekannntschaft mir heute sehr wichtig ist und die ich nicht missen möchte. Dazu zählt ohne Zweifel auch Nathan Ramet. Er kehrte nach dem Krieg als Jugendlicher aus Auschwitz nach Belgien zurück und ist heute Präsident des Museums. Seine Herzlichkeit und die seiner Familie haben mir immer wieder die Bedeutung meines Freiwilligendienstes gezeigt. Nachdem wir bei der Eröffnung des ASF-Länderbüros in Brüssel Fotos unserer Freiwilligengruppe gezeigt hatten, erklärte er mir, wie sehr er sich darüber gefreut habe, zu sehen, wofür sich diese deutschen Jugendlichen einsetzen.



Eingang zum Jüdischen Deportations- und Widerstandsmuseum in Mechelen, Belgien



Jasmin Westphal, 21 Jahre, war als Freiwillige von 2004 bis 2005 im Jüdischen Deportations- und Widerstandsmuseum in Mechelen, Belgien, tätig. Derzeit studiert sie Geschichte und Deutsch als Fremdsprache in Bielefeld.

die durch Deutsche verletzt und verfolgt wurden, mit einer solchen Selbstverständlichkeit und so völlig ohne jede Skepsis gegenüber treten? Wieso wurde mir alles bloß so einfach gemacht?

Einige Wochen später begann ich, regelmäßig Führungen durch das Museum zu geben. Das war nicht immer leicht, sprachliche Barrieren spielten dabei genauso eine Rolle wie das Desinteresse der Schüler, die den Großteil der Besuchergruppen in Mechelen ausmachen. Für sie sind die Besuche im ehemaligen Sammellager häufig ein fester Bestandteil im Lehrplan und damit Teil der politischen Bildung in belgischen Schulen. Was sehr wichtig ist, da der Einfluss der

Der zweite Teil meiner Arbeit fand im Archiv statt. Ein großes Projekt des Museums war in diesem Zusammenhang die Digitalisierung des so genannten »Judenregisters«. Während des Zweiten Weltkrieges von den deutschen Besatzern angelegt, enthielt es alle wichtigen Daten der damals in Belgien lebenden Juden, hauptsächlich Flüchtlinge aus den Ländern Osteuropas und Deutschland. So hatte die Militärverwaltung unter Alexander von Falkenhausen die absolute Kontrolle über die jüdischen Bürger Belgiens und wusste, wo sie zu finden waren, als 1942 die Deportationen von Mechelen begannen. Heute werden diese Daten zusammen mit anderen Dokumenten dazu genutzt, den vie-

Vielleicht hätte ich mir innerhalb des Jahres manchmal gewünscht, vor Schwierigkeiten gestellt zu werden. Das hätte ich nachvollziehen können, auch wenn ich weiß, dass ich nicht an den Begebenheiten der Vergangenheit Schuld bin. Ich habe gerade an diesem Tag, dem 27. Januar 2005, verstärkt durch Ort, Datum und den besonderen Umstand eines Freiwilligendienstes mit ASF, gemerkt, dass die Verantwortung auch heute nach 60 Jahren immer noch groß ist. Für mich besteht sie dabei sicherlich nicht aus einem persönlichen Schuldkenntnis, sondern vielmehr aus einem emotionalen Bewusstsein für die Vergangenheit und auch darin, sich mit dem Blick auf das, was geschehen ist, heute zu engagieren.

Mit einigen merkwürdigen MBlicken, ironischen Bemerkungen und ungläubigem Stirnrunzeln kann man schon rechnen, wenn man zwei bekannte Themen neu miteinander kombiniert. Der 60. Jahrestag der Befreiung Norwegens von der deutschen Okkupation und Würstegrillen – das klingt wie ein verspäteter Aprilscherz. Und so war das Ganze am Anfang auch mehr ein Spaß als

Es geht um die Wurst

Das erste deutsch-norwegische Wurstfestival der Welt

im Rahmen des Festivals stehen allen Leuten offen. Unser Wurstfestival sollte den gleichen Anspruch haben und so haben wir eine »Werbekampagne« gestartet, um die Bevölkerung zu informieren. Wir haben viele Flyer an den

(=Käsewurst), Grillpölse und Skinkepölse (Würstchen mit Schinken umwickelt) in Norwegen. Es gibt unzählige Arten der Zubereitung und verschiedenste regionale Traditionen. So bricht dann jedes Jahr pünktlich zu Beginn des Sommers, sowohl in Norwegen als auch in Deutschland ein regelrechtes Grillfieber aus. Würstchenessen ist in beiden Ländern verknüpft mit gemütlichem Beisammensein, oft in der Natur, und mit festlichen Anlässen. Das Pölse- oder Wurstfestival gab uns die Möglichkeit, unter einem etwas ungewöhnlichen Blickwinkel Bezüge zwischen der norwegischen und deutschen Kultur zu entdecken und uns dennoch mit der Geschichte zu beschäftigen. So enthielt das Programm ernsthafte Abschnitte, aber auch einen eher entspannenden, behaglichen Teil. Es gab ein Seminar über die Okkupationszeit in Norwegen, einen Gottesdienst, einen Vortrag über die nationalen oder regionalen Traditionen rund um das Würstchenessen, ein Wurstduell, künstlerische Beiträge und selbstverständlich die Möglichkeit, viele unterschiedliche Wurstarten auszuprobieren. Die Offenheit und Großzügigkeit von Soltun hat es uns ermöglicht, die Würste gegen eine Spende abzugeben und diese, zusammen mit der Kollekte des Gottesdienstes, an ASF in Norwegen zu senden.



der ernsthafte Versuch, ein tatsächliches Festival zu organisieren. Dennoch haben wir am 8. Mai dieses Jahres das wahrscheinlich erste deutsch-norwegische Wurstfestival der Welt gefeiert.

Wir, Maria-Daniela Raasch und Julia Heppe sowie unsere Vorgänger Tim Dassler und Falk Roesler, sind Freiwillige, auch »Fredsarbeider« – Friedensarbeiter – genannt, auf der Soltun-Folkehøgskole in Nordnorwegen. Unsere Aufgabe als »Fredsarbeider« ist es auch, Gedenktage, die meistens für die Schüler keine persönliche Bedeutung haben, mit etwas Leben zu füllen und einen Bezug zur Gegenwart herzustellen.

Die Soltun-Folkehøgskole nennt sich Schule für den Frieden und veranstaltet jährlich ein Friedensfestival, welches auch die Öffentlichkeit einbezieht. Es wird unter anderem ein Café im nahe gelegenen Ort eingerichtet und die Konzerte und Seminare

Kassen der drei Supermärkte des Ortes ausgelegt, Plakate angebracht und einen Artikel für die Lokalzeitung geschrieben. Etwas unerwartet kam für uns die Anfrage eines norwegischen Radiosenders, zur morgendlichen Sendezeit ein Interview mit einem von uns Organisatoren zu führen. Der 8. Mai ist ein Tag, der festlich begangen wird, der das Ende der deutschen Okkupation in Norwegen markiert. Der 8. Mai steht für einen Punkt, an dem nach vielen Jahren des Krieges und der Okkupation wieder Frieden eingekehrt ist. Deshalb wollten wir diesen Tag gern mit etwas hervorheben, das uns als Menschen verbindet, ohne den Fokus darauf zu richten, dass wir einige wenige Jahre in der Geschichte gegeneinander gekämpft haben.

In beiden Ländern, Norwegen und Deutschland, werden gern Würste gegessen, ob als Weißwurst, Currywurst und Thüringer Rostbratwurst in Deutschland oder als Ostepölse

Die meisten Norweger sind mit dieser Art, einen Gedenktag zu begehen, wesentlich lockerer umgegangen, als wir erwartet hatten und so haben wir einen interessanten und schönen 8. Mai verbracht. Gelemt haben wir nicht nur, wie man in Norwegen Würstchen isst, sondern auch, dass es sich lohnt mutig zu sein und unbefangen, aber bewusst mit unserer Geschichte umzugehen.

Die Freiwilligen Julia Heppe und Falk Rössler und der Leiter der »Schule für den Frieden« Arne Erickson (Mitte) eröffnen am 8. Mai 2005 das erste deutsch-norwegische Wurst-Festival

Lernen, verstehen und erkennen

Mit ASF in Deutschland: Ein Erfahrungsbericht

TATIANA ARSENTIEVA

Ich bin mit ASF für ein Jahr nach Deutschland gegangen, weil mich einerseits die Schwerpunkte Menschenrechts-, Gedenkstätten- und Sozialarbeit sehr interessieren und ich andererseits lernen wollte, wie in Deutschland in diesen Bereichen gearbeitet wird. Außerdem wollte ich das Leben in Deutschland von innen kennen lernen. Dabei fand



Offizielle Kranzniederlegung zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus, während der Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald

ich besonders spannend, wie die Gesetze in der deutschen Gesellschaft funktionieren und welche Probleme jetzt in Deutschland existieren. Von 2004 bis 2005 war ich Freiwillige im Kulturbüro Sachsen. Das Büro berät und begleitet lokale Vereine, Kirchengemeinden, Netzwerke, aber auch Verwaltungen und Firmen in Sachsen. Dabei soll dem Alltagsrassismus und den etablierten rechtsextremen Strukturen eine gelebte demokratische Zivilgesellschaft entgegengesetzt werden. Um das zu erreichen, wird bürgerschaftliches Engagement gestärkt und konkretes Handlungswissen gegen Rechtsextremismus in den Kommunen und Landkreisen vermittelt. Letztendlich sollen diese demokratiefördernden und damit auch wirtschaftsschädlichen Bewegungen bekämpft werden.

Mich in die Arbeit des Kulturbüros einzugewöhnen fiel mir nicht leicht. Ich wusste fast nichts über das politische System in Deutschland und im Kulturbüro beschäftigt man sich viel mit Politik und politischer Analyse. Aber ich habe unter anderem geh-

olfen, das Internationale Kolloquium »13. Februar – Tag der Erinnerung, Tag der Begegnung, Tag der Bildung« vorzubereiten. Es waren über 90 Gäste aus vielen Ländern geladen, darunter auch Überlebende des Holocaust und VertreterInnen der Bildungs- und Menschenrechtsarbeit europäischer Partnerstädte Dresdens. Für mich war das Kolloquium ein großes Ereignis. Ich habe viele interessante Menschen kennen gelernt, viel Neues über Erinnerungskultur in anderen Ländern erfahren und dank der Zeitzeugengespräche eine bessere Vorstellung vom Nationalsozialismus bekommen.

Für mich war die Gegenwart der Geschichte fast das ganze Jahr spürbar. Ob während der ASF-Seminare oder später, als ich

meines Freiwilligendienstes ein bisschen verändert. Ich verstehe jetzt ganz gut, dass Deutsche wie Russen alle verschieden sind. Und so musste ich feststellen, dass solche Vorurteile wie »alle Deutsche sind pünktlich«, »alle Deutsche mögen Ordnung« und »alle Deutsche machen sich Sorgen über Sauberkeit« nicht stimmen. Es gibt einige, die in diese Stereotypen passen, aber in Russland gibt es auch solche Leute.

Mein Freiwilligendienst mit MASF in Deutschland war sehr interessant, wechsellvll, hilfreich und nützlich. Ich habe viel gelernt. Ich weiß jetzt, wie man in Deutschland mit Erinnerung und Geschichte umgeht, wie die politische und soziale Arbeit mit Jugendlichen organisiert ist und welche sozialen und politischen Prozesse die deutsche Gesellschaft bewegen. Natürlich hat mich der Dienst bei ASF verändert. Viele von meinen alten Vorstellungen über Geschichte, Politik, bürgerschaftliches und freiwilliges Engagement haben sich verändert. In Russland funktioniert es anders, und es war natür-



lich für mich interessant, solche Sachen zu vergleichen. Die Arbeit von ASF finde ich wichtig und nützlich. Besonders jetzt, da wir Probleme wie Rassismus und Fremdenfeindlichkeit in Europa nicht gelöst haben, kann eine solche Arbeit ein gutes Mittel sein, um die Ausbreitung des Rassismus zu verhindern.



Tatiana Arsentieva, 25 Jahre, kommt aus St. Petersburg und war von 2004 bis 2005 Freiwillige im Kulturbüro Sachsen in Dresden.

Die SchülerInnen der Oberstufe des Evangelischen Schulzentrums Leipzig verbrachten im Sommer 2005 durch die Vermittlung von ASF zehn Tage in selbstorganisierten Sommerlagern an verschiedenen Orten in Deutschland.

Hinter den jungen Leuten liegen zehn Tage, ausgefüllt mit Erfahrungen, Erlebnissen, Einsichten, aber auch zehn Tage voller Abenteuer, Spaß und Entspannung. Zu unserer großen Freude waren die Berichte des letzten Jahres unseren Bemühungen vor-



ausgeübt. Von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) wurde uns bereits im September 2004 signalisiert, dass unsere Idee, eine ganze Klassenstufe an verschiedenen Orten für zehn Tage freiwillig tätig werden zu lassen, bundesweit auf Interesse gestoßen war. Wir erhielten spannende Angebote und konnten so über Monate vorbereitende, inhaltliche Gespräche führen, Unterbringungen anvisieren und Arbeitsprogramme entwickeln. Zahllose Mails und Telefonate schwirrten zwischen Leipzig und den Zielorten durch den Äther und Vertreter der Projektorte besuchten uns. Am 8. Juni 2005 starteten die Gruppen zu ihren jeweiligen Projekten.

Mit Fahrrad und Zelt begaben sich die Hamburgfahrer auf die Reise. Sie übernachteten im Pfarrgarten von Hamburg-Sasel und arbeiteten an einer Gedenkstätte, die als Außenlager zum Konzentrationslager Neuengamme gehörte. Frauen dieses Konzentrationslagers mussten aus

Die Abiturienten sind zurück... ... zurück aus dem Sühnezeichen-Einsatz

vorgefertigten Betonplatten Notunterkünfte für die ausgebombte Hamburger Bevölkerung errichten. Einige dieser Häuser, an denen unsere Schüler Instandhaltungsarbeiten durchführten, gehören heute zur Gedenkstätte. Natürlich gab es auch Begegnungen mit der Hamburger Gemeinde. Als besonders bewegend empfand ich den Aufruf von

se Quartier im Umbau und guter Rat teuer. Mit Hilfe von Pfarrer Liedtke, früher selbst in leitender Position bei ASF tätig, und allen Oranienburger Gemeinden gelang es uns schließlich, im Annagarten, einer Einrichtung der Diakonie Brandenburg, eine leer stehende Wohnung zu beziehen.

Auch in Rehmsdorf existierte in den 1930er und 1940er Jahren ein KZ-Außenlager. Buchenwaldhäftlinge waren hier untergebracht, um im nahe gelegenen Hydrierwerk Zeitz zu arbeiten. Leider kam hier der inhaltliche Aspekt zu kurz, dafür hat aber die Vorbereitung des Brunnenfestes allen Beteiligten Freude bereitet, zumal sie die Brunnenkönigin stellen durften.

Weiter nach Südwesten zog es die Breisachfahrer. Hier ging es um die Beschäftigung mit der Geschichte jüdischer Bevölkerungskreise in Breisach und Leipzig. Bei Gesprächen im Blauen Haus, Begegnungen mit einer Freiburger Schulklasse und Ausflügen nach Wintzenheim in Frankreich erfuhren die Schüler interessante Details über die Geschichte jüdischer Familien im Breisgau. Als praktischer Teil wurden Instandhaltungsarbeiten auf einem jüdischen Friedhof vorgenommen. Durch das Sichtbarwerden alter, fast verwitterter Grabplatten sollten beinahe vergangene Familien der Region wieder ins Bewusstsein gerückt werden. Bei Schachtarbeiten im Keller des Blauen Hauses gab es noch eine Zufallsentdeckung: Es wurde der Entwässerungsschacht einer mittelalterlichen Straße gefunden. Darüber berichtete sogar die Badische Zeitung. Bleiben noch die Einsätze im Epilepsiezentrum und in Wurzen. Mit Engagement waren die Schüler auch an diesen Orten tätig. Einige fanden ihre Grenzen, andere nahmen die Herausforderungen an und wuchsen über sich hinaus. Alles in allem ein wichtiger und sinnvoller Abschluss der Schulzeit und vielleicht ein Stück Wegweiser in die eigene Zukunft.

Pfarrer Jeutner, die jungen Leute durch Geld- oder Naturalienspenden zu unterstützen, denn alle Einsätze erfolgten nach bewährten Sühnezeichen-Grundsätzen unentgeltlich. Die Anreise, ebenso wie Übernachtung und Verpflegung finanzierten sie sich in aller Regel selbst.

Anderere waren in Sachsenhausen tätig. Auch hier waren Instandhaltungsarbeiten im Gelände zu erledigen. Ein wesentlicher Schwerpunkt lag aber ebenso auf der Forschung zur wechselvollen Geschichte des Konzentrationslagers und seiner Nachnutzung als Internierungslager während der sowjetischen Besatzungszeit. Vor allem während der spannenden Zeitzeugengespräche ergaben sich intensive Einblicke in die jüngste Vergangenheit, die für die Jugendlichen schon Geschichte ist. Dieser Einsatz wäre beinahe mangels geeigneten Quartiers geplätzt. Die Jugendherberge war nicht finanzierbar, das kostenlo-

Eine Gruppe von SchülerInnen, die in der Gedenkstätte Neuengamme, (Hamburg) Instandhaltungsmaßnahmen durchführten

Ute Jeromin ist seit 1994 Lehrerin am Evangelischen Schulzentrum Leipzig und betreut dort die SchülerInnen und Schüler der Oberstufe.

»Camden, we love it more and more«

Das erste Sommerlager in den USA – Leben und Überleben in Camden

KARL GRÜNBERG

Die TeilnehmerInnen des Sommerlagers in Camden, sichtlich erschöpft nach vollbrachter Arbeit, nach einem Rundgang im Dooley-Haus: Eine Einrichtung für aidskranke Kinder



Karl Grünberg, 24 Jahre, war von 2001 bis 2002 als Freiwilliger in Camden, USA, tätig. Heute studiert er Geschichte und Amerikanistik in Berlin und arbeitet als Honorarkraft im Öffentlichkeitsreferat von ASF.

Prüfend schaut er mich an, runzelt vorsorglich die Stirn und fragt mit einer Respekt einflößenden Stimme nach meinen Gründen, in sein Heimatland einreisen zu wollen – der »Einwanderungsbeamte« am Flughafen. Ebenso ernst kläre ich ihn über das ASF-Sommerlager in Camden auf. Er schaut noch skeptischer, als er den Namen der Stadt hört. »Camden? Sie wissen aber schon, dass die Gegend nicht wirklich sicher ist?« Wo er Recht hat, hat er Recht. »Nicht sicher« ist eigentlich eine Untertreibung. Um die harten Fakten auf den Tisch zu bringen: Camden, in dem schönen Bundesstaat New Jersey gelegen, streitet sich jedes Jahr mit einer anderen kleinen Stadt namens Springfield um

den ruhmreichen ersten Rang auf der Liste der ärmsten Städte der USA.

Verblüffend war es festzustellen, wie die Anzahl der weißen Gäste der öffentlichen Verkehrsmittel immer weniger wurde, je näher man Camden kam. Endgültig angekommen, waren wir dann die einzigen Weißen auf der Straße. »Ein irres Gefühl«, beschreibt Friedemann Bretschneider diese Erfahrung. Ein Umstand, der für ihn dazu führte, gleich in eine polizeiliche Maßnahme zu geraten. »Es ist schon sehr komisch, dass da einer wie du länger als eine halbe Stunde am Busbahnhof steht«, begründete die Polizistin ihren Verdacht.

So unterschiedlich die ersten Eindrücke der Stadt und ihrer Menschen für jeden von uns waren, so schwierig war es, sich mit gewissen Grund- und Überlebensrealitäten dieser Stadt vertraut zu machen. Das äußere Erscheinungsbild spricht auch erst einmal für sich: Schöne, aber sehr heruntergekommene, teilweise leer stehende oder ausgebrannte Häuser, Müll und Glas, wo man

geht und steht, wenige Geschäfte. Was floriert, ist der Alkohol- und mobile Drogenverkauf, dessen Betreiber sich durch ausgeprägten Geschäftssinn auszeichnen. Alles in allem eine recht düstere Stadt, in der man nicht gerne leben möchte. Auf der einen Seite. Auf



der anderen Seite aber, um einmal mit der Worten aller Teilnehmer des Sommerlagers zu sprechen: »Camden, we love it more and more.« Wie kommt das? Die Menschen, die in Camden leben, denen wir auf der Straße, bei unseren Arbeitsprojekten, in den Kirchen und zu Hause – wir wurden viel eingeladen – begegneten, sind das eigentliche Herz dieser Stadt. Offen, herzlich und interessiert empfangen sie uns.

Ellain, der Pastoranwärter vom katholischen »Community Center«, verblüffte uns ein ums andere Mal mit seiner Bereitschaft, über alles zu diskutieren, was für uns relevant war. Er beantwortete uns auch jede noch so kritische Frage zum katholischen Glauben.

Oder der Cuevaz-Clan. Eine Hispanic-Familie: Zwei Eltern und neun Kindern, die uns in ihre Mitte aufnahmen und keine Mühe scheuten, uns das aus ihrer Sicht wahre Camden zu zeigen. Während wir von den Kids einen Ghetto-Lehrgang verpasst bekamen, rutschten auch unsere Hosen Richtung Kniekehle, die T-Shirts

bekamen Handgelenklänge und die Anzahl unfälliger Wörter pro Satz erhöhte sich rapide. Hart, aber herzlich, das sind sie. Man bekommt ins Gesicht gesagt, was sie von einem denken.

Oder Miss Ryley, die Leiterin des Obdachlosenheims, dessen müder Erscheinung wir durch ein paar Pinselschwenker einen neuen Anstrich gaben. Diese gemütliche, voluminöse, herzengute Frau, die für ihre Arbeit sterben würde, klärte uns über die Realitäten in Camden auf und gab uns eine Einführung in die Kreativität der Leute, die selbst aus Autoantennen Crackpfeifen basteln. Sie brachte uns aber auch in Kontakt

mit ihren »Klienten« und gab uns zu verstehen, dass hinter jedem dieser vom Leben gezeichneten Gesichter eine Geschichte steht, ein Mensch, dessen Leben einen anderen Weg hätte nehmen können. Ein Mensch, der aber durchaus nicht verloren sei, sondern sich auch mit ihrer Hilfe bis zu einem gewissen Grad aus dem Elend befreien könne. Eines dürfen wir dabei nicht vergessen, so Miss Railey: Soziale Herkunft und die damit verbundene ethnische Zugehörigkeit sind oft der Einstieg zum Ausstieg. Die – »Du kannst alles erreichen, du musst es nur wollen« – Lebensvorstellung funktioniert nicht, wenn die nötigen Voraussetzungen zum »Wollen« von vornherein für diese Menschen nicht existent ist.

Die Aufzählung der Begegnungen und Erfahrungen könnte jetzt noch lange fortgeführt werden. Eines bleibt aber stehen: Das Sommerlager hat uns ein Fenster in die angeblich sehr bekannte Welt USA geöffnet. Und wir konnten erkennen, dass die Aussicht dabei vielschichtiger ist, als wir es gegahnt haben.

»Ey, is' ja cool mit den Juden«

Pädagogische Führungen am Jüdisch Historischen Museum in Amsterdam

»An was denkt ihr als erstes, wenn ihr an 'jüdisch' denkt?« Das ist die einleitende Frage zur pädagogischen Führung ‚Identiteit en Imago‘ des Jüdisch Historischen Museums in Amsterdam.

Die Antworten der Schüler reichen von ‚Krumme Nase‘ zu ‚Geld‘, über ‚AJAX Amsterdam‘ bis zu ‚bärtiger, orthodoxer Jude‘. »Richtig, nichts ist falsch«, sagt die Rundführerin und zeigt auf einer Fotowand Bilder, die den Klischees entsprechen. Nachdem alle ihre Assoziation genannt haben und die Bilder auf der Fotowand wiedergefunden wurden, geht die Gruppe weiter in die Ausstellung ‚Diaspora, homelands in exile‘. Hier sind Fotos von Juden aus der ganzen Welt ausgestellt: Orthodoxe aus Jerusalem, Bauern aus Russland, Künstler aus Europa, eine Motorradgang aus den USA, ein Transvestit aus Südafrika und

viele mehr. Verschiedenste Menschen, die nur eines verbindet: dass sie jüdisch sind. Die Schüler laufen in der Ausstellung umher und fast alle entdecken etwas, das sie nie mit Juden in Verbindung gebracht hätten. Am Ende gibt es kaum jemanden, der nicht seinen ersten Eindruck von ‚jüdisch‘ relativiert hat. Das Programm »Identiteit en Imago« versucht zu zeigen, welchen möglicherweise klischeehaften Eindruck (Imago) Nichtjuden von Juden haben und dieses Bild zu differenzieren.

Zugleich soll in dem Programm herausgestellt werden, was die Identität von Juden ausmachen kann. Wie schwierig diese Frage ist, kann man gut an dem Beispiel des Künstlers Frédéric

Brenner sehen, dem Schöpfer der Fotoserie »Diaspora, homelands in exile«. In den 1970er Jahren bereiste er viele Länder dieser Erde, um die Gemeinsamkeiten der



Juden in der Welt zu fotografieren. Nachdem er etwa 20 Jahre später sein Projekt abschloss, wurde ihm klar, dass er vor allem Unterschiede fotografiert hatte.

Ein Beispiel aus dem Spektrum jüdischer Lebensweisen zeigt Juden aus arabischen und nordafrikanischen Ländern. Vor allem für Schüler mit Migrationshintergrund gibt es hier Anknüpfungspunkte. Sehr viele kommen aus Marokko und haben eine mehr oder weniger große Bindung an ihren kulturellen Hintergrund und das Herkunftsland ihrer Familien. Eine Bilderserie mit nordafrikanischen Juden löste großes Erstaunen aus: »Was, das sind Juden? Bei denen sieht es ja genauso aus wie bei uns!«

Dieses Beispiel finde ich besonders beeindruckend, wenn man sich vor Augen führt, dass dies kurz nach dem Mord an Theo Van Gogh und den damit verbundenen Gewaltausbrüchen geschah. Dass es möglich war, in einer derart angeheizten Stimmung Vorurteile fallen zu lassen, ist für mich ein optimistisches stimmendes und motivierendes Zeichen. Steht bei dieser Problematik doch immer der Nahost-Konflikt im Hintergrund, was die Hürde für Verständigungsversuche zwischen Juden und Muslimen deutlich mehr erhöht, als es zum Beispiel zwischen Christen und Juden der Fall ist.

Dass diese Hürde aber immer wieder überwunden werden kann, zeigte mir eine deutsche Gruppe.

Als ich mit den Realschülern, unter denen viele Muslime waren, in die Synagoge gehen wollte, weigerte sich ein Junge, eine Kippa aufzusetzen. Der Hinweis, dass er die Kippa lediglich als Zeichen des Respekts vor einer anderen Religion aufsetzen möge, so wie ich aus Respekt vor dem Betreten einer Moschee die Schuhe ausziehe, überzeugte ihn. Während der Führung stellten die muslimischen Schüler eine Reihe von Gemeinsamkeiten mit der eigenen Religion und Religionskultur fest wie die Beschneidung der Männer und die sehr verwandte Schrift. Außerdem waren alle vom Innern der Synagoge beeindruckt. Einige kamen nach der Führung sogar zu mir und sagten: »Ey, is ja cool mit den Juden.«

Harald Barre im Jüdisch Historischen Museum in Amsterdam vor einem Ausstellungsplakat



Harald Barre, 21 Jahre, war als Freiwilliger von 2004 bis 2005 am Joods Historisch Museum in Amsterdam, Niederlande, tätig. Derzeitig studiert er Politik und Geschichte in Hannover.

Die Jungfrau Maria hat viele Gesichter

Ein Symbol der Überwindung von Mauern und Grenzen

RUTH MISSELWITZ

Andacht

Abbild der Jungfrau Maria aus Deutschland in Jerusalem: An diesem Ort soll der Erzengel Gabriel Maria erschienen sein und ihr die Geburt eines Knaben angekündigt haben



Ruth Misselwitz, Pfarrerin, 53 Jahre, ist seit Mai 2000 ASF-Vorsitzende.

Es war Anfang Oktober in Israel. Die Sonne schien unbarmherzig heiß auf unsere Köpfe und wir standen vor der Verkündigungskirche in Nazareth. Ich las aus dem Lukasevangelium die Geschichte von dem Engel Gabriel, der Maria aufsucht und ihr die Geburt eines Knaben ankündigt. Genau an dieser Stelle soll es gewesen sein. Die katholische Kirche stellte einen riesigen Bau über diesen heiligen Ort mit Mariendarstellungen aus aller Welt. Wenn auch das Gebäude auf mich kalt und protzig wirkte, so haben mich doch die Marienfiguren beeindruckt. Maria als Indianerfrau, als tibetanische Mutter, als schwarze Madonna aus Polen, als zierliche japanische Schönheit, als schwarze Mutter aus Afrika – Maria in allen Nationen und Hautfarben – fremd und unnahbar oder stark und beschützend. Ein Motiv kehrt immer wieder: Maria als Him-

melskönigin, stehend auf dem Halbmond mit dem blauen Sternenmantel umhüllt. Wie viele Sehnsüchte und Hoffnungen, Wünsche und Erwartungen wurden in den zweitausend Jahren auf diese Frau projiziert. Als keusche Jungfrau und willenloses Gefäß des göttlichen Samens prägte sie über die Jahrhunderte bis heute das Bild der Frauen. Als das »mütterliche Antlitz Gottes« wird sie heute wieder entdeckt. Dem dominanten männlichen Gott wird die weibliche Seite gegenüber gestellt in der Mutter Gottes und der Himmelskönigin. So findet sie auch mein Interesse. Bevor Maria aber als Himmelskönigin emporstieg, musste sie die mühevollen Ebenen des irdischen Lebens durchschreiten. Schauen wir auf die Geschichten in der Bibel, so finden wir eine Maria, die alles andere als aus königlichem Hause stammt. Aus ärmlichen

bäuerlichen Verhältnissen kommt die junge Frau, die einem Zimmermann mit Namen Josef versprochen ist, die aber, bevor er sie berührt, auf eine rätselhafte Weise schwanger wird. Doch Josef



verlässt sie nicht, obwohl er allen Grund dazu hätte. Er glaubt einem Traum, in dem ihm ein Engel erklärt, dass das Kind vom Heiligen Geist sei. (Welcher Mann würde das heute glauben?) Ein uneheliches Kind, dessen Herkunft im Verborgenen liegt, kommt dann von obdachlosen Eltern auf der Wanderschaft in einem Stall zur Welt. Idyllisch stelle ich mir das wirklich nicht vor.

Aber etwas Überraschendes geschieht: In die Zerrissenheit und Gequältheit des leidgeprüften jungen Paares erscheint das göttliche Licht in Form eines kleinen Kindes. Alle Verdächtigungen, alle Verletzungen, alle bösen Worte verstummen angesichts dieses Kindes. Die familiäre Situation der »Heiligen Familie« gestaltet sich dann in den folgenden Jahren höchst kompliziert. Josef verschwindet völlig

von der Bildfläche, Jesus wächst in einer großen Schar von Geschwistern auf, geführt von einer allein erziehenden Mutter. Am Ende bricht er sogar gänzlich die traditionellen Familienbande auf, indem er seiner drängelnden Mutter gegenüber erklärt: »Wer ist meine Mutter und wer sind meine Geschwister? Siehe da, das sind meine Mutter und meine Geschwister, die den Willen meines Vaters im Himmel tun.« Und Maria begreift, an die Stelle der blutsverwandten Familie tritt nun die geistverwandte. Sie und ein paar ihrer Kinder reißen sich ein in diese neue Familie, die frei ist von Besitzansprüchen und Eigentumsrechten. Die »Heilige Familie« – nein, sie hat wirklich nichts mit unseren bürgerlichen Vorstellungen von einer intakten, geschlossenen Familie zu tun. Das sei allen zum Trost gesagt, die sich vergeblich danach sehnen, und das sei allen zur Mahnung gesagt, die das als den höchsten Maßstab erklären.

Eine Mariendarstellung in der Verkündigungskirche in Nazareth hat mich besonders berührt – es war die aus Deutschland aus dem Jahr 1979. Sie zeigt eine Frau, die hinter ihren beiden Kindern steht, mit ihren Armen hält sie die Kinder zusammen. Die Geschwister sind bis zur Hälfte durch eine Mauer getrennt. Unterhalb der Mauer jedoch halten sie sich an den Händen. Hier steht Maria als Symbol der Überwindung von Mauern und Grenzen. Sie hält zusammen, was Menschen in ihrer Angst voneinander trennen. Das gefällt mir. Eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit wünsche ich allen Leserinnen und Lesern unseres zeichens.

Chatyn und Kurapaty

Zum Leben gehört der Mut zur Erinnerung – Erfahrungen während der ASF-Studienreise

Vom 7. bis 17. April 2005 fand die traditionelle ASF-Studienreise mit 18 TeilnehmerInnen nach Minsk und Moskau statt. Im Folgenden stellen wir einen Erlebnisbericht über bewegende Momente und Erfahrungen während der Reise vor:



9. April 2005: In meinem Kalender steht neben dem Datum der Name von Dietrich Bonhoeffer. Unsere Gruppe war am Tag davor mit der Bahn in Minsk angekommen. Doktor Dimitri Kletschko hatte uns seine Stadt bei einer Rundfahrt kritisch und liebevoll gezeigt. Für die Mehrzahl von uns war alles ziemlich neu; auch die Gedenkstätten Chatyn und Kurapaty. Es war ein heller Tag, Vögel sangen, frühe Tulpen blühten. Wir waren die Einzigen, die diesen von Wald umrandeten Ort besuchten. Bis zum 22. März 1943 stand genau an diesem Platz ein Dorf. Dimitri erzählte uns schlicht und in unserer Sprache, was hier geschah: 149 Menschen, darunter 80 Kinder wurden in eine Scheune getrieben und dort verbrannt. Die deutschen Täter wollten Rache üben an vermeintlichen Partisanen oder an Menschen, die Partisanen im Kampf gegen die deutschen Soldaten unterstützten. Seit der Einweihung der Ge-

denkstätte im Jahr 1969 erinnern 26 Betonstelen, in deren Gabel je eine kleine Glocke hängt, an 26 Häuser. Nacheinander schlugen die Glocken an. Sie setzen ein Zeichen für die Menschen, die hier umgebracht wurden. Chatyn wurde zur nationalen Gedenkstätte, stellvertretend für insgesamt 186 Dörfer Weißrusslands, deren Bewohner Opfer ähnlicher Grausamkeiten wurden. Aber wer gab die Befehle im März 1943? Was trieb zu dieser Tat? War es Wut, Rache oder Angst?

Es spricht für die Planer unserer ASF-Studien- und Begegnungsreise, dass nach Chatyn auch die Gedenkstätte Kurapaty besucht wurde. Unser Bus parkte am Rand einer breiten Straße, denn es gibt noch keine Parkplätze für eine nur geduldete Gedenkstätte am nordöstlichen Rand von Minsk. Zunächst fallen die Holzkreuze am Waldrand auf. Nahe der Straße steht

ein besonderes Holzkreuz versehen mit einer Dornenkrone und den Jahreszahlen 1937 und 1941. Dimitri Kletschko berichtet von den Ausgrabungen zur Zeit der Perestroika. Damals waren kleine Gruppen mit Kreuzen durch Minsk gezogen, um an die Opfer der Stalinzeit zu erinnern. Inzwischen stehen sehr viele Holzkreuze aus

groben Vierkanthölzern, etwa drei Meter hoch um das Waldgebiet herum oder entlang eines Wegs. Wenige tragen einen Namen.

Offiziell werden 30000 hier Erschossene genannt. Niemand weiß genau, wie viele hier in Massengräbern verschwunden sind. Es gibt Vermutungen, die bis zu 200000 oder 250000 Tote gehen. Teile der weißrussischen Intelligenz seien hier erschossen worden - Opfer des Treibens des NKWD. Ich spüre den Mut zur Wahrheit eines jungen Mannes, der in Minsk lebt und dort Deutsch unterrichtet. Sein Präsident legt Wert auf gute Beziehungen zu seinem Kollegen in Moskau. Dort hören wir später von Irina Scherbakowa von MEMORIAL, dass nicht nur Restauration, sondern auch Rehabilitierung jener Macht zum Teil betrieben werden, die vor 15 Jahren als überunden gegolten hatten.

In meinem Kalender steht als Lösungswort: »Wehe den Hirten, die sich selbst weiden! Sollen die Hirten nicht die Herde weiden?« (Hesekiel 34,2) Und am 60. Todestag von Dietrich Bonhoeffer steht auch in meinem Kalender: »Beginn der Woche für das Leben.« Zum Leben gehört der Mut genauer Erinnerung in alle Richtungen. Daran hat uns der Dozent in Minsk und Chatyn auf gute Weise erinnert.



Friedhof der Dörfer: Jedes einzelne Grab erinnert symbolisch an die 186 verbrannten belorussischen Dörfer. Auf den Gräbern steht der Name des jeweiligen Dorfes

Gerhard Vöhringer lebt als Pfarrer i. R. in Berlin und ist Ökumenenbeauftragter des Kirchenkreises Teltow-Zehlendorf.

Ein Baum stirbt im Stehen

Zur Erinnerung an Leon Lenzion

BERND MONES

So steht es in der Traueranzeige für unseren lieben, großartigen Leon Lenzion, von dem wir uns am 26. August 2005 für immer verabschieden mussten. Es tut weh, sich von einem Menschen zu trennen, der durch sein Wesen so viele beeindruckt und bewegt hat. Wir fragen: Wer erzählt jetzt? Wer zeugt jetzt von dem, was damals geschah? Ungezählte Male und bis zuletzt hat Leon Lenzion mit jungen Deutschen gesprochen. Kein Gespräch glich einem anderen, weil er sich einließ auf die Fragen seiner Zuhörer, weil er fragte: »Na, was wollen Sie wissen?«.

Seine Erzählungen begannen meist weit vor dem Krieg, handelten von der »Freien Stadt Danzig«, vom Verhältnis der Polen und der Deutschen in der Stadt, und wie ab 1933 das Klima immer mehr vergiftet wurde. Aus jedem Satz wurde deutlich, wie sehr er sie geliebt hat, diese Stadt mit ihrer über 1000-jährigen deutschen und polnischen Geschichte, der Stadt seiner Kindheit, der Stadt seiner zweiten »Muttersprache«. Den Beginn des Krieges schilderte er meist mit Blick auf das Schicksal seines Vaters. Dieser war Gewerkschaftsfunktionär und als Vertreter der polnischen Minderheit in der Stadt Mitglied des Stadtparlamentes. Er wurde als einer der ersten Polen in Danzig am 1. September 1939 verhaftet und wenige Tage später in das noch im Bau befindliche KZ Stutthof verschleppt und am Karfreitag 1940 ermordet. Leon Lenzion selbst war am 1. September nicht in der Stadt. Er wurde erst kurze Zeit später verhaftet und nach Stutthof gebracht. Wenige Monate später wurde er in das KZ Sachsenhausen verlegt, wo er bis kurz vor Kriegsende blieb.

Für die meisten seiner Zuhörer war Leon Lenzion der erste Überlebende eines deutschen Konzentrationslagers, dem sie begegneten. Er erzählte von Hunger, Krankheit und Tod, von willkür-

chen Strafaktionen, von der unglaublichen Brutalität Einzelner. Aber er scherte seine Peiniger nicht über einen Kamm: »Es gab Gute und es gab Schlechte, selbst hier. Das hat uns auch Hoffnung gemacht und am Leben erhalten«. Dabei erzählte Leon Lenzion sachlich, fast nüchtern. Einzig die Schilderung des Moments, der ihm die Gewissheit über die Er-



mordung seines Vaters brachte, bewegte ihn sichtlich immer aufs Neue. »Wie können Sie mit uns reden, und dies auch noch auf Deutsch?«; »Warum hassen Sie die Deutschen nicht, bei allem was Sie erlebt haben?« Auf diese Fragen antwortete Leon Lenzion mit solcher Herzensgüte, Freundlichkeit und solchem Humor, dass es seine Zuhörer oft nicht glauben konnten, angesichts dessen, was ihm widerfahren war.

Es wären ja auch viele Deutsche einhaftiert gewesen und hätten unter der SS gelitten, sagte er dann. In Sachsenhausen waren viele deutsche Häftlinge, als »Politische« und »Kriminelle«. Als Danziger war er mit Deutschen aufgewachsen, in die Schule gegangen und hatte mit ihnen gute wie schlechte Erfahrungen gemacht. Leon Lenzion war zudem gläubiger Katholik, sein Glaube half ihm zu überleben, obwohl er, wie er bekannte, oft genug davor war, an Gott zu verzweifeln.

Nach dem Krieg konnte er sein Studium fortsetzen. Er wurde Ingenieur und arbeitete auf der berühmten Lenin-Werft. In seiner Stadt war er ein hoch angesehener Bürger. Er vertrat die Interessen der ehemaligen Häftlinge gar für einige Jahre im polnischen Parlament, dem Sejm. Leon Lenzion war unermüdet, immer unterwegs; nichts wollte er unversucht lassen, um dafür zu sorgen, »dass nie wieder der Faschismus auferstehen möge«.

Die Kraft hierfür gab ihm auch seine Familie, zu allererst sei-

ne Frau Helena. Bei Lenzions durfte sich jeder Gast wie zu Hause fühlen. Helena Lenzion mit ihren lachenden und klugen Augen, wachte stets liebevoll sorgend darüber, dass er sich nicht übernahm. Danzigerin wie er, ebenso akzentfrei deutsch parlierend, nahm sie Anteil, und war ihm eine Stütze, weil sie viele Erfahrungen teilte. Die spürbare Zuneigung zwischen den beiden war immer beeindruckend. Noch in diesem Sommer waren sie gemeinsam Gast im Jagdschloss Glienicke wie seit vielen Jahren. Diesches schon zur Tradition gewordene ASF-Treffen mit ehemaligen Häftlingen organisiert unermüdet Helga Sibaei. Auch in diesem Kreis wird er nun fehlen.

Leon Lenzion ist nach langer Leidschwerer Krankheit von seinem Leid erlöst worden. Er lässt uns zurück mit dem großen Schmerz, ihn verloren zu haben. Unser Gedenken wird Tat werden, indem wir in seinem Sinne weiter wirken.

Leon Lenzion im Gespräch mit dem ehemaligen Bundespräsidenten Roman Herzog während des Empfanges mit Überlebenden beim 40-jährigen Jubiläum von ASF im April 1998

Bernd Mones, 45 Jahre, war von 1988 bis 1989 als Freiwilliger in der Gedenkstätte Stutthof in Polen tätig. Heute ist er Geschäftsführer des Landesjugendrings Brandenburg.

Erinnerungen an Viktor Ignatiev

Von einem Menschen, der sich beeilte, anderen Gutes zu tun

Wer Viktor in seiner Moskauer Plattenbauwohnung besuchte, wurde herzlich an der Türschwelle begrüßt und saß schnell beim Tee in seiner behaglichen, winzigen Küche. Auch noch nach

Die Bilder aus Holz an den Wänden, Schnitzereien - Viktors eigene Werke, die Stapel von Postkarten und Papiere gegenüber dem Herd erzählten aus seinem Leben: 1929 in Berlin ge-

lassen, sein Glaube war ihm Stütze und Antrieb.

Erst Anfang der 1990er Jahre kam Viktor von Sibirien nach Moskau, wo er bis zuletzt anderen Repressierten und Freiwilligen half. Trotz seines hohen Alters von über 70 Jahren organisierte Viktor mit uns Fahrten nach Tomsk, der Stadt, in der er Jahrzehnte gelebt hatte. Dorthin brachte er Medikamente und Hilfsgüter für kranke Kinder, Strafgefangene und alte Menschen - er nannte es »Stille Hilfe«. Viktor lebte nach dem Motto »Beeilt euch, Gutes zu tun« von Johann Friedrich Haas, einem deutsch-moskowitzischen Arzt der Zarenzeit, den er als Vorbild verehrte und für dessen Seligsprechung er sich einsetzte.

Am 19. September 2005, ist Viktor plötzlich gestorben. Viktor, deine Wärme und deine Freundschaft schenken uns viel Freude und Kraft. Danke!

Uns fehlt ein guter Freund, aber uns bleibt die Erinnerung an einen großartigen Menschen. Viktor ist auf dem Friedhof Havanskoje Severnoje im Süden Moskaus beigesetzt.

Viktor Ignatiev: Uns fehlt ein guter Freund, aber uns bleibt die Erinnerung an einen großartigen Menschen

Die Autoren waren ASF-Freiwillige in Moskau von 2001 bis 2004.

MARTIN WÄHLISCH,
AMOS HEUSS, ROBERT KUSCHKE



seinem Herzinfarkt und Schlaganfall blieb er unermüdet: Von der Lösung von Registrierungsproblemen bei russischen Behörden, Einladungen für Visa bis hin zur Wohnungssuche und der Vermittlung von Patienten hat Viktor für Generationen von Freiwilligen Beindruckendes vollbracht.

boren kam er, 15-jährig, am Ende des Krieges als Mitglied des Volkssturms in russische Gefangenschaft. Da er kein Wehrmachtsangehöriger war, musste Viktor nach 12 Jahren Lager in der Sowjetunion bleiben. Für ihn bestand kein Zweifel, dass Gott ihn den GULAG hatte überleben

Ex-ASF-Freiwilliger
organisiert
STUDIENREISEN
Geschichte-Gesellschaft
Literatur-Jüdisches Leben
Reisekatalog 2006 gratis von
EX NOSTRE LUX
REISEN
Literatur-Literatur-Klub
Brachvogelstr. 1, 10961 Berlin
Tel.: 030 35 66 35 71
Fax: 030 35 66 26 79
info@exnostrelux.de
www.exnostrelux.de

REISEZIELE 2006

Lemberg Czernowiz Transkarpatien Kiew Odessa Krim
Ländliche Ukraine: Kosakisch-Chassidisch-Adlig
Sankt Petersburg Moskau Königsberg-Kurische Nehrung
Wilna-Kurische Nehrung Finn. Tallinn-Tartu Minsk
Mskau Danzig Lublin-Zemlin
Ljubljana Sarajewo-Moskau
Siebenbürgen-Sudbukowina-Bukurest
New York: Chabad-Lubliner Rebbe (V. L. L. L.)

Alte Erinnerungen wurden wach

Zum Treffen anlässlich des 75. Geburtstages von Friedrich Magirus

ULRICH KURSCHAT

Eine Begegnung mit Friedrich Magirus bereitet mir immer eine Freude. Diesmal aber war es etwas Besonderes. Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) hatte zu einem Treffen anlässlich seines 75. Geburtstages eingeladen. Wann haben wir uns kennen gelernt? Da muss ich schon ganz tief in die Kiste der Erinnerungen greifen. Denn es ist schließlich schon über 40 Jahre her, dass wir uns anlässlich eines Sommerlagers der Aktion Sühnezeichen in der DDR (ASZ) 1964 das erste Mal begegneten.

Ich holte Fotos aus dem Schrank und plötzlich wurden die Aktivitäten von damals wieder wach. Wie war das doch, als wir 1963 in Dresden den Schutt aus der Ruine der Dreikönigskirche räumten oder 1964 und 1966 in Einsiedel beim Aufbau der Jakobikirche halfen? Da war doch auch noch

ein Lager in Rostock und vor allem die Pilgerfahrt, die uns per Rad ins polnische Chelmo führen sollte, wir aber keine Ausreiseerlaubnis erhielten. Und dann zum Jahreswechsel die Jahrestreffen in Berlin, die Mitarbeit im Leitungskreis mit Lothar Kreyszig, die Gemeindeveranstaltungen in den verschiedensten Orten über die Aktion Sühnezeichen und ... und ... und ...

Mir wurde wieder bewusst, dass mich das Sühnenännchen doch eine Zeit meines Lebens begleitet hat. »Aber jetzt sind doch junge Leute dran und ich gehöre nicht mehr dazu«, dachte ich vor dem Treffen in Leipzig: »Aus meiner Zeit ist sowieso keiner mehr da und meine Erinnerungen sind total überholt.« Weit gefehlt! Die Redebeiträge in Leipzig brachten so vieles zutage, was verschüttet zu sein schien. Dem-

zufolge hatte ASZ auch nach meinem Ausscheiden aus der aktiven Sühnezeichenarbeit mit den gleichen oder ähnlichen Problemen zu kämpfen. Selbst die schwer verständlichen Monatsbriefe von Lothar Kreyszig kamen zur Sprache. Und die tollen Begegnungen mit »alten Hasen«. Als auch noch das Originalalbum des Sommerlagers von 1964 hervorgeholt wurde und ich darin lesen durfte, tauchte in mir die Frage auf: »Wem ist dieses Fest eigentlich gewidmet«, denn ich profitiere so viel davon! Ich kam zu dem Ergebnis: Friedrich Magirus und Aktion Sühnezeichen! Mir wurde bewusst: Ich gehöre doch noch dazu. Insofern geht mein Dank auch an beide Adressen: Friedrich Magirus und die Mitarbeiter von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, die dieses Treffen vorbereiteten.

Ulrich Kurschat, 61 Jahre, war von 1963 bis 1968 in der Aktion Sühnezeichen in der DDR (ASZ) engagiert. Er organisiert Sommerlager und war im Leitungskreis aktiv.

ASF-Spendenmarathon erbrachte über 3000 Euro

JOHANNES ZERGER

Die 42 Kilometer waren Mathias Korn anzusehen, als er beim Berlin-Marathon am 25. September erschöpft, aber glücklich ins Ziel kam. Da ging es ihm wie den übrigen 40 000 Läuferinnen und Läufern. Im Gegensatz zu den anderen hatte er aber nicht nur eine außerordentliche sportliche Leistung vollbracht, sondern zugleich über 3.000 Euro für die Freiwilligenarbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste »erlaufen«. Da war es schon fast zweitrangig, dass er mit einer Ge-

samtzeit von 3:56:43 auf den beachtlichen 11905. Platz kam und damit noch deutlich im ersten Drittel der Läufer lag.

»Für mich stand der Benefizgedanke im Vordergrund«, sagte der gelernte Kunsthistoriker, der – trotz Trainingsrückstands wegen einer Grippe in den Tagen vor dem sportlichen Großereignis – für ASF an den Start gegangen war. Damit alle sehen konnten, in welcher Mission er unterwegs war, trug er ein Funktionsshirt, das eigens für

den Marathon mit dem Gedanken-Ampelmännchen der ASF-Kampagne gegen Antisemitismus und Rassismus bedruckt war und weithin sichtbar verkündete: »Ich laufe zugunsten der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.«

Zum Erfolg des ASF-Spendenmarathons und dem Gesamtergebnis von 3.030 Euro haben neben Mathias Korn insgesamt 37 Spenderinnen und Spender beigetragen. Ihnen allen sei noch einmal sehr herzlich gedankt.

Das Modell Spendenmarathon könnte übrigens Schule machen. Schon denken weitere ASF-Engagierte darüber nach, ihre Marathon-Ambitionen in den Dienst der guten Sache zu stellen. Und auch Mathias Korn hat angeboten, beim nächsten Berlin-Marathon wieder für ASF auf die Straße zu gehen. Für alle FreundInnen der ASF-Arbeit könnte es also bald weitere Gelegenheiten zur Unterstützung des sportlichen Engagements zugunsten unserer Friedensdienste geben.



Bei Kilometer 34: Mathias Korn lief zugunsten von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste beim Berlin Marathon am 25. September 2005 mit

Wie verfasse ich ein Testament?

Allgemein bekannt ist, dass man ein Testament handschriftlich, aber auch durch notarielle Beurkundung errichten kann. Über die weiteren Einzelheiten herrscht aber vielfach Unkenntnis, was angesichts der Tragweite eines Testaments gravierende Folgen haben kann. So ist ein Testament, welches vom Erblasser nur unterschrieben wurde, unwirksam. Das gesamte Testament muss eigenhändig verfasst werden. Ebenso unwirksam sind Änderungen des Testaments durch einen verwitweten Ehegatten, wenn es ein gemeinsames Berliner Testament zugunsten der Kinder gegeben hatte und man sich keine Befreiung für nachträgliche Änderungen erteilt hat. Das Änderungsverbot betrifft auch Vermächtnisse gegenüber

gemeinnützigen Einrichtungen. Unklarheiten über Erbinsetzungen gibt es daneben, wenn bestimmte Vermögensgegenstände gesondert »vererbt« werden, was grundsätzlich als Vermächtnisanordnung zu erfolgen hat. Dies sind die klassischen Testamentfehler.

Beabsichtigt der Erblasser, mehr als nur geringfügig von der gesetzlichen Erbfolge abzuweichen, tut er gut daran, ein notarielles Testament zu errichten. Damit hat er die Gewähr dafür, dass sein Wille rechtswirksam zu Papier gebracht wird. Im Gegensatz zum handschriftlichen Testament kann das Notar Testament nicht einfach »verschwinden«. Bei jedem Erbscheinantrag prüfen die Nachlassgerichte bundesweit, ob Testamente amtlich hinterlegt

wurden. Darüber hinaus kann es nicht zum Streit über das Datum der Testamentserrichtung kommen und wird eine Testamentsanfechtung erschwert, da der Notar die Testierfähigkeit einer Person prüfen muss, bevor er das Testament aufnimmt. Das Argument, der Erblasser sei nicht mehr bei Verstande gewesen, als er das Testament aufsetzen ließ, verfangt dann kaum noch. Ist der Erblasser allerdings erkennbar gebrechlich, tut auch der Notar gut daran, ein ärztliches Attest einzuholen, bevor er beurkundet.

Wenn Sie Fragen haben, helfen wir Ihnen gerne persönlich weiter. Ihre Ansprechpartnerin bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ist Katrin Stegmüller. Sie erreichen sie unter der Telefonnummer (030) 28 395 204.



Rechtsanwalt und Notar
Joachim Garbe-Emden,
Berlin

The Winner is ... Gustav Roth

Berliner Pfarrer gewinnt Laptop aus der Fördermitgliederkampagne

Völlig überrascht reagierte der Berliner Pfarrer im Ruhestand Gustav Roth auf die Nachricht, dass er der glückliche Gewinner des Fujitsu-Siemens Lifebooks E 8020 aus der ASF-Kampagne zur Werbung neuer Fördermitglieder ist. Der frühere Superintendent von Berlin-Mitte will den Laptop auf jeden Fall benutzen, denn er ist nach wie vor in der ökumene-Arbeit und dem interreligiösen Gespräch engagierte. Für die Texte, die er in diesem Zusammenhang schreibt, für Internetrecherchen und E-Mail-Kommunikation wird ihm das »Lebensbuch« hoffentlich gute Dienste erweisen.

ASF kennt der ausgesprochen vitale 81-jährige Theologe seit langem. Zum Unterstützer der Arbeit wurde er im vergangenen Jahr, als er beim Verabschiedungsgottesdienst in der Patmos-Gemeinde erfuhr, dass einige Freiwillige noch Förderer suchen. Die Berichte und der persönliche Kontakt mit der Niederlande-Freiwilligen Theresa Mühleisen, die er förderte, gefielen ihm so

gut, dass er sich nach Ende ihres Dienstes entschloss, Fördermitglied zu werden. Dass er dabei den Laptop gewinnen könnte, hatte er sich nicht träumen lassen.

ASF dankt allen, die in den zurückliegenden Monaten Mitglied oder Fördermitglied geworden sind und dazu beitragen, das Engagement unserer Freiwilligen durch ihre regelmäßige Unterstützung dauerhaft zu sichern.

Insgesamt haben sich an der Aktion 77 ASF-Freundinnen und Freunde beteiligt. 45 wurden Fördermitglied, 20 entschieden sich für eine aktive Mitgliedschaft und zwölf Personen leisteten als Werbepartnerinnen Überzeugungsarbeit. Ihnen allen sei herzlich gedankt. Zu guter Letzt geht ein ganz besonderer Dank an die Firma Fujitsu Siemens, die uns das professionelle Laptop für die Verlosung gespendet hat.



Der glückliche Laptop-Gewinner Pfarrer Gustav Roth (rechts), ASF-Geschäftsführer Christian Staffa und die »Glücksfee« und Freiwillige im Öffentlichkeitsreferat Maria Pührieger

Zuhause

Ein Roman über die Notwendigkeit des Erinnerns und ein uns unbekanntes Island

CORINNA KEUNECKE

»Die Last unserer Erinnerungen macht uns träge.« Dieser Satz ist dem Roman *Zuhause* vorangestellt. Auch sein Held, Larus, empfindet die Vergangenheit oft als Last. Unangenehme Erinnerungen versucht er zu vergessen und zu verdrängen. Doch was bisher stets funktionierte, ist ihm nun nicht mehr möglich: Seine große Liebe Milan hat ihn verlassen.

Die Reise zu seiner Sandkastenfreundin Matilda in Reykjavik trägt den Charakter einer Flucht. Doch diese will nicht recht gelingen. Die wohlige Vertrautheit mit Matilda ist brüchig geworden und auch die Geborgenheit, die Larus in seiner alten Heimat sucht, will sich nicht einstellen. Er beginnt, literarische Trauerarbeit zu leisten und schreibt an die »Gesellschaft für



Liebeskranke«: Wir waren »wie zwei Menschen, die gerne miteinander Schere, Stein, Papier ge-

spielt hätten, denen es aber nicht gelang, gemeinsam bis drei zu zählen, so seine traurige Bilanz der Beziehung. Er will diese Erinnerungen aufschreiben, abschicken – und weg damit! Doch auch Larus muss erkennen, dass man die Vergangenheit nicht einfach abschütteln kann.

In den zahlreichen treffenden, anrührenden und zugleich amüsanten Metaphern liegt die große Stärke dieses Romans. Magnusson zeigt uns ein Island, von dem wir nichts ahnten: Auch dort fahren die Menschen klapprige Autos, werden von ihren Partnern verlassen – und suchen ein Zuhause.

Kristof Magnusson: Zuhause, München 2005, EUR 19,90, ISBN-Nummer: 3-88897-402-X, www.kristofmagnusson.de

Lebenszeichen von ehemaligen Freiwilligen: Der Autor Kristof Magnusson engagierte sich in den USA

Der 1976 in Hamburg geborene, ausgebildete Kirchenmusiker, dessen Vater aus Island stammt, arbeitete als Freiwilliger der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) von September 1996 bis Februar 1998 mit Obdachlosen in New York.

Heute sagt er dazu: »Je mehr andere Erfahrungen ich im Studium und im Berufsleben gesammelt habe, umso wichtiger erscheint mir meine Zeit als Freiwilliger bei ASF. Die Kombination aus praktischer Sozialarbeit und intellektueller Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte, gleichzeitig die Herausforderung, in einem fremden Land zu rechtzukommen, das war wirklich einmalig.«

A anschließend studierte er am Deutschen Literaturinstitut Leipzig und an der Universität Reykjavik.

Seit einigen Jahren werden seine Theaterstücke erfolgreich aufgeführt. Seine enge Verbindung zu Island zeigt sich auch in *Zuhause*, seinem ersten Roman, mit dem er beim diesjährigen Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt teilgenommen hat. In den nächsten Monaten ist er auf Lesereise durch Deutschland unterwegs.

Kristof Weitemeier-Magnusson

Corinna Keunecke, 24 Jahre, war ehemalige Sommerlagerleiterin und Praktikantin bei ASF, studiert in Göttingen Geschichte und Kultur-anthropologie/Europäische Ethnologie.



STUDIENREISEN 2006

Geschichte und Gegenwart
Literatur und Jüdisches Leben

Prag-Brünn

Exkursion: Gedenkstätte Theresienstadt

St. Petersburg

NEU! Exkursion: Nowgorod

Königsberg-Kurische Nehrung

Palmnicken-Rauschen-Cranz

Tallinn-Riga

Tartu/Gedenkstätte Bikernieki

Wilna-Kurische Nehrung

Wien

NEU! Budapest NEU!

Krakau

Exkursion: Gedenkstätte Auschwitz

Lodz-Warschau

Lublin-Zamosc

Tarnow-Lancut-Belzec-Warschau

Czernowitz

Exkursion: Podolien

Lemberg

Exkursion: Brody (Joseph Roth)

Odessa

NEU! Exkursion: Bessarabien

Infos, Termine u. Preise bei:

STATReISEN
BERLIN

Malplauetstr. 5 13347 Berlin
Telefon: 030 - 458 039 47
studienreisen@stattreisenberlin.de
www.StattReisenBerlin.de

Die EU-Osterweiterung

Ein friedenspolitisches Ereignis – Einige Anmerkungen aus der Sicht der EKD

Der Name »Europa« steht ursprünglich für eine Liebesgeschichte. Vor etwa 3000 Jahren verliebte sich der Göttervater Zeus in die wunderschöne Königstochter Europa. Um dem Mädchen zu imponieren, verwandelte er sich in einen großen, wunderschönen Stier. Europa war von dem Stier begeistert und setzte sich auf seinen Rücken. Dieser raste mit Europa davon und stürzte sich in das offene Meer. Endlich erreichten sie Land. Europa fragte Zeus, wie es heiße. Zeus antwortete: Kreta, ich herrsche über dieses Land. Der Erdteil aber, der dich nun aufgenommen hat, soll für alle Zeiten deinen Namen tragen: Europa. Die Griechen liebten Europa und benannten alle Länder, die sie später entdeckten, nach ihrem Namen. So entstanden Länder mit unterschiedlichen Sprachen und Kulturen, die den Kontinent Europa bilden. Die Sage enthält die Vision eines Miteinanders von unterschiedlichen Völkern, Sprachen und Kulturen. Gestaltete, friedliche, prosperierende Vielfalt – dafür steht von Anfang an der Name Europa.

Aber Europa war in den vergangenen 3000 Jahren alles andere als friedlich. Von Troja bis zum Kosovokrieg, immer das gleiche Bild: Blutige Konflikte, Kriege und Menschenrechtsverletzungen. Allein die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts haben Millionen Menschen das Leben gekostet und tiefe Wunden in viele Familien und in alle Kulturen gerissen. Dazu kommen die Diktaturen des 20. Jahrhunderts, für uns verbunden mit den Namen Adolf Hitler und Josef Stalin. Mit dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems wurde eine neue, globalisierte, demokratische Welt möglich. Die Vision von dem friedlichen Nebeneinander und Miteinander könnte für Europa Wirklichkeit werden. Die Kirchen begrüßen diese historische Entwicklung. Es

kann und darf kein Zurück geben. Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) unterstützt zusammen mit der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) den Prozess des friedlichen Zusammen-



wachsens des europäischen Kontinents. Es geht erstens um das friedliche Miteinander und Nebeneinander der Völker und Kulturen, es geht zweitens um eine wirtschaftliche Chance auf Wachstum und Prosperität, die einzelne Nationalstaaten in der globalisierten Welt niemals mehr haben könnten. Und schließlich: Wer für die Zukunft keine unilaterale Welt will, die einseitig von der Vorherrschaft eines kleinen, egoistischen Staatenbündnisses geprägt und sogar dominiert wird, der muss die Stärkung Europas wünschen und begrüßen. So sehen es die Kirchen und die EKD.

Ein weiteres Motiv bestimmt die Sicht der EKD: die aufrichtige Suche nach der Versöhnung zwischen verfeindeten Völkern, Gruppen und Parteien. Das Versöhnungshandeln der Menschen hat nach christlicher Überzeugung seinen Grund im Wirken Gottes in

Jesus Christus. Der Apostel Paulus schreibt: »Denn Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerufen das Wort von der Versöhnung.« (2. Kor 5, V.19) Auf dieser Grundlage werden Menschen fähig, einander zu vergeben und miteinander einen Neuanfang zu wagen, aus Feinden können Freunde werden. Versöhnung insbesondere mit den östlichen Nachbarn (und ganz besonders mit Polen) war die Hauptabsicht der so genannten »Ostdenkschrift« der EKD, die 1965 erschien. Ohne Beschönigung wurde von der schweren Schuld gesprochen, die das deutsche Volk mit dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust auf sich geladen hatte. Gleichzeitig wurde die Not der Vertriebenen wahrgenommen und ein Verständnis für die Diskussion um das »Recht auf Heimat« geworben, die damals geführt wurde. Die Schrift fordert einen Prozess der Versöhnung Deutschlands mit seinen östlichen Nachbarn, der in eine »neue deutsche Ostpolitik« eingebettet sein müsse.

Darüber hinaus gab es viele intensive Kontakte zwischen den europäischen Kirchen und zahlreiche private Initiativen, die Europa über die Blockgrenzen hinweg miteinander verbanden. Ein herausragendes Beispiel stellt Aktion Sühnezeichen Friedensdienste dar. Seit ihrer Gründung im Jahr 1958 durch Lothar Kreyssig, steht sie auf der Basis eines internationalen Freiwilligendienstes kompetent und glaubwürdig für Friedens- und Versöhnungsarbeit. »Weil zu wenig Versöhnung ist ...«, so heißt es in dem Gründungsauftrag von Lothar Kreyssig. Wo Versöhnung wächst, da kann ein vereintes Europa gedeihen.

Friedens- und wirtschaftspolitische Gründe sprechen für die Erweiterung der Europäischen Union. Deshalb erklärte der Rat

Begegnung und Hilfe als Zeichen der Versöhnung: Die ASF-Freiwillige Alina Girgiel im Gespräch mit Pein Yildiz im Gespräch mit Alina Girgiel im Altenhilfsprojekt »Pro vita et spes« in Kraków, Polen



Dr. Eberhard Martin Pausch, 44 Jahre, ist als Oberkirchenrat im Kirchenamt der EKD, zuständig für Friedensfragen und Themen der kirchlichen Zeitgeschichte.

der EKD im vergangenen Jahr, die Erweiterung der Europäischen Union um zehn Staaten am 1. Mai 2004 sei ein Hoffungszeichen. Das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Menschen in den Ländern wachse kontinuierlich auch durch die zahlreichen kirchlichen Partnerschaften. Aber: Die EU-Osterweiterung birgt auch aus der Sicht der EKD nicht nur Chancen, sondern auch Risiken. Der Rat tritt deshalb dafür ein, die Sorgen der Bürgerinnen und Bürger Europas ernst zu nehmen.

Die Öffnung der Europäischen Union muss inhaltlich begründet sein und darf deshalb nicht schrankenlos oder zu rasch vollzogen werden. Ein Beispiel dafür bieten die Beitrittsverhandlungen der Türkei. Hierzu hat die EKD bereits 2004 fünf Gesichtspunkte formuliert. Diese lauten: »(a) Die Lage der Christen und anderer Religionen in der Türkei hat sich bislang nicht ausreichend gebessert. Nicht-muslimische Religionsgemeinschaften begegnen erheblichen Schwierigkeiten bei der Anerkennung ihrer Rechte. Das Verhältnis von Religionsfrei-

heit und einem Laizismus, der in der türkischen Wirklichkeit nur der vom Staat weitgehend organisierten Religion öffentliche Entfaltungsfreiheit sichert, bedarf der kritischen Analyse. (b) Die Menschenrechtssituation in der Türkei ist problematisch. Die Rechte von Minderheiten und der kurdischen Bevölkerung sind unzureichend gesichert. Diskriminierungen und Gewalt gegen Frauen und auch »Ehrenmorde« geben Anlass zu ernster Sorge. Die Politik gegen Folter muss konsequent umgesetzt werden. (c) Rechtsstaatlichkeit muss nachhaltig gewährleistet sein. In ethischen Bereichen gibt es umfangreiche rechtliche Reformen, jedoch lässt die Umsetzung weiter zu wünschen übrig. (d) Durch die Erweiterung dürfen die Institutionen der EU nicht überfordert und das Vertrauen der Bürgerinnen und Bürger nicht gefährdet werden. (e) Ohne eine ethische und öffentliche Auseinandersetzung der Türkei mit ihrer Vergangenheit ist eine zukünftige Entwicklung nicht möglich. Dies schließt die Aufarbeitung des Genozids an

den Armeniern mit ein. In den Gesprächen mit der Türkei soll die Leugnung des Genozids an den Armeniern ausdrücklich thematisiert werden.«

Damit sind Kriterien benannt, die jedoch nicht nur im Fall Türkei angewandt werden sollten. Sie müssen vielmehr grundsätzlich gelten, also auch dann, wenn es um die Frage des Beitritts anderer Länder geht.

Diese Sage über den Ursprung des Namens Europa enthält die Vision eines möglichen Miteinanders von unterschiedlichen Völkern, Sprachen und Kulturen. Historisch hat es diese konfliktfreie europäische Wirklichkeit in den letzten drei Jahrtausenden bisher noch nicht gegeben. Aber mit der Schaffung der EU ist nun ein Ansatzpunkt, genauer gesagt, eine organisatorische Rahmenbedingung für eine glückliche Zukunft unseres Erdteils geben. Christen und Christinnen sollten deshalb vorrangig die Möglichkeiten und Chancen sehen, die das »Projekt Europa« bietet. Und sie dürfen sich darüber von Herzen freuen.

Über die Unvergleichbarkeit von Diktaturen

Leserbrief

Es liegt ein Leserbrief zu der März-Ausgabe des zeichens 2005 zu einem Artikel über das ASF-Jahrestreffen vor. Darin wird unter anderem auch die Podiumsdiskussion und das Statement von Ruth Misselwitz wiedergegeben, auf das im Folgenden Bezug genommen wird.

Sehr geehrte Frau Misselwitz!

In dem Artikel geht es um die Diskussion der (Un-)Vergleichbarkeit des NS-Regimes mit der DDR. Dort steht, dass Sie selbst aus der DDR seien und die Repressionen am eigenen Körper erlebt haben. Weiterhin sagten Sie, dass diese beiden Diktaturen nicht vergleichbar sind und wenn man die DDR mit etwas vergleichen will, dann mit der politischen Repression in Chile.

Wenn damit die politische Repression unter Pinochet gemeint ist, dann muss ich Sie ganz

scharf kritisieren und Ihnen heftig widersprechen. Was in Chile passiert ist, ist nicht mal annähernd mit der DDR zu vergleichen. Es gab Massenerschießungen, Massenfolterungen, Verfolgung,...

Im Stadion von Santiago de Chile sind tausende Menschen gefangen gehalten worden, sie wurden brutal gefoltert und hingerecht. Jeder der irgendwas gegen das Regime sagte, war potenziell der Nächste. So etwas hat in der DDR niemals in den Massen stattgefunden. Deshalb weiß ich nicht, wie Sie darauf kommen, das zu vergleichen. Ich finde, es ist erschreckend, so etwas von einer Vorstandsvorsitzenden zu hören. Wenn Sie das DDR-Regime mit irgendetwas vergleichen wollen, dann können Sie es vielleicht mit der aktuellen belarussischen Regierung tun. Ich bin der Meinung Sie sollten Ihre Aussage zurückziehen, da ein Vergleich wirklich völlig unangebracht ist.

Lieber Sebastian Dolsdorf,

Leider wurde ich in dem Artikel *Lim zeichnen* nicht richtig zitiert. Ich habe schon darüber geredet, dass ich das DDR-Regime nicht mit dem Naziterror vergleichen kann. Wenn überhaupt ein Vergleich zulässig wäre, dann das mit der Militärdiktatur in Chile, weil wir damals viele Emigranten aus Chile in der DDR hatten, die mit Grauen darüber erzählt haben. Meine Schlussfolgerung aber war, dass die DDR noch nicht einmal einem Vergleich mit dieser Diktatur standhalten würde aus den Gründen, die Sie auch in Ihrem Brief an mich aufführten. Das hat Markus Heckmann aber in seinem Artikel nicht mehr erwähnt. Und so ist am Ende dieses Missverständnisses entstanden. Ich hoffe, ich konnte das wenigstens bei Ihnen ausräumen.

Ihre
Ruth Misselwitz
Vorsitzende

Sebastian Dolsdorf ist aktueller ASF-Freiwilliger in Minsk, Belarus, und für das Kinderkrebskrankenhaus in Barawljani, das Kinderbehindertenheim in Nowinki und für eine Behindertenorganisation tätig.

ASF-Studien- und Begegnungsreisen

Minsk – St. Petersburg: 13. bis 23. April 2006

Kiew – Krim: 4. bis 14. Mai 2006

Für das Jahr 2006 bieten wir erstmalig zwei Studien- und Begegnungsreisen an, wobei wir neben der Fahrt nach Belarus und Russland nun auch eine Reise in die Ukraine vorgesehen haben. Beide Reisen empfehlen wir für alle Interessierten, Freunde, Förderer und ehemaligen Freiwilligen ohne Altersbegrenzung.

In Gesprächen mit Politikern, Schriftstellern, Zeitzeugen und Menschenrechtlern werden wir uns über die derzeitige Situation in diesen Ländern informieren. Wir werden nichtstaatliche Initiativen kennen lernen wie auch christliche und jüdische Gemeinden, die sich behinderter oder alter Menschen angenommen haben, die Opfer des nationalsozialistischen und/oder stalinistischen Terrors waren. Die ASF-Freiwilligen werden uns von ihren Erfahrungen berichten und uns die aktuellen Probleme ihrer Arbeit in der Betreuung von benachteiligten Menschen vermitteln.

Die Begegnung mit unseren Projektpartnern und unseren Freiwilligen ist für ihren Einsatz eine Stärkung und für uns ein Beitrag zur Versöhnung und internationalen Verständigung. Dies entspricht dem Gründungsauftrag der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, wie er bereits 1958 durch Präses Lothar Kreyszig initiiert worden ist.

Die Reise MINSK – Sankt PETERSBURG führt uns zunächst nach Minsk, in die Hauptstadt von Belarus mit seiner leidvollen Geschichte: Im Ersten Weltkrieg Schlachtfeld zwischen deutschen und russischen Truppen; 1922 Teil der Sowjetunion. Zwangskollektivierung und stalinistischer Terror folgten, 1941 der deutsche Überfall, Errichtung des Minsker Ghettos und des größten deutschen Vernichtungslagers auf dem Gebiet der Sowjetunion in Trostenez bei Minsk. 1986 die Tschernobyl-Katastrophe, bei der 20 Prozent des Landes kontaminiert wurden. Aber trotz der politischen Repressionen im Lande gibt es viele private Initiativen, die sich für eine bessere Zukunft engagieren.

Sankt Petersburg ist seit 1712 Hauptstadt des großen Russischen Reiches und Ende des 18. Jahrhunderts saame eine der größten Städte Europas. Besonders durch italienische Baumeister ist das bewundernswerte Antlitz dieser Stadt entstanden.

Aber auch Sankt Petersburg hat eine wechselvolle Geschichte. In der Zeit von 1934 bis 1937 hat Sankt Petersburg besonders unter dem stalinistischen Terror gelitten. Während der deutschen Blockade vom 1941 bis 1944 starben etwa eine Million Menschen überwiegend durch Hunger und Kälte.

Seit Gorbatschows Reformpolitik sind aber auch viele soziale, politische und kulturelle Nichtregierungsorganisationen entstanden. So finden wir in dieser Stadt auch heute Glanz und Elend dicht beieinander.

Mit der Reise KIEW - KRIM wollen wir uns mit den jüngsten Veränderungen in der Ukraine vertraut machen. Hier besuchen wir die Hauptstadt Kiew und werden anschließend die Halbinsel Krim kennen lernen. Bereits seit einigen Jahren entsendet ASF Freiwillige in die Ukraine. Im Herbst 2003 haben die ersten ASF-Freiwilligen ihren Dienst hier für den ukrainischen Häftlingsverband aufgenommen. Diese Dienste beziehen sich in der Altenarbeit auf die Betreuung von GULag- Überlebenden, NS-Opfern und ehemaligen Zwangsarbeitern.

Jede Reise kostet pro Person EURO 1.180,-

Darin sind enthalten:

- Informationsmaterial zur Reisevorbereitung
- Vorbereitungsseminar am Abreisetag in Berlin
- Tagesprogramme für Kiew und Krim mit Simferopol, Sevastopol und Jalta
- Bahn- und Flugtickets sowie die Visabeschaffung
- Stadtrundfahrten in Minsk und Sankt Petersburg bzw. Kiew und eintägige Rundreise auf der Krim
- Sonstige Busfahrten mit Ausnahme der öffentlichen Verkehrsmittel
- Übernachtungen in DZ in Mittelklassehotels, EZ mit Aufpreis auf Anfrage möglich
- Vollpension in Minsk und Kiew, in Sankt Petersburg und auf der Krim nur Frühstück
- Begleitung durch einen ASF-Reiseleiter und einen Dolmetscher
- Haftpflicht-, Unfall-, Reisegepäck- und Auslandsrankenversicherung einschließlich der gesetzlich vorgeschriebenen Reisepreis-Sicherung

Erforderliche Änderungen bleiben vorbehalten.

Mindestteilnehmerzahl pro Reise: 12 Personen

Informationen und Anmeldung bei: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, z. Hd. Werner Falk (Belarus & Russland) oder Karl-Heinz Labitzke (Ukraine) Auguststraße 80, 10117 Berlin · Tel. (030) 28395-184 oder 214 (nur Di.) Fax (030) 28395-135 · E-Mail: falk@asf-ev.de oder labitzke@asf-ev.de Internet: www.asf-ev.de